

Josef Tennikat und Alma Maschidlauskas

Chronik einer deutschen Familie aus Litauen

Josef Tennikat

1.0 Heim ins Reich

Der deutsch-sowjetische Vertrag vom 10.1.1941 versetzte auch unsere Familie bestehend aus:

Tennikat, Johann, geb. im Jahre 1910 in Sakalynė, Kreis Tauragė

Tennikat, Agathe, geb. Matschulat im Jahre 1899 in Rupeikiai, Kr. Raseiniai

Tennikat, Josef Georg, geb. im Jahre 1933 in Pamituvis, Kreis Jurbarkas

Tennikat, Alma, geb. im Jahre 1934 in Pamituvis, Kreis Jurbarkas

in hellen Aufruhr. Der Pakt ermöglichte es, Personen deutscher Abstammung das nun von den Sowjets okkupierte Litauen zu verlassen. Als Beweis für die deutsche Abstammung diente vorrangig der evangelische Glaube! Für die Litauer katholischen Glaubens waren wir schon immer „prūsai“ (Preußen) gewesen. Nach Meinung meiner Mutter wären wir anders gestrickt und würden auch anders als die Litauer denken. Wir wirtschafteten auch angeblich anders. Die evangelische Kirche trug ihren Anteil dazu bei. In der Kirche wurde zum Teil noch deutsch gesungen, die Wände der Kirche waren und sind noch heute mit Psalmen in deutscher Sprache geschmückt. Meine Vorfahren mütterlicherseits waren Landwirte evangelischen Glaubens, was bedeutete, dass sie aus einem Land nach Litauen zugezogen waren, in der die evangelische Religion zu Hause war. Und da kommen nur das Deutsche Reich bzw. Ostpreußen in Frage. Meine Vorfahren väterlicherseits waren Geistliche aus der Gemeinde Wilkischken. Oberhaupt der Sippe war Mikelis (Mikas) Tenikaitis. Zwei seiner Söhne Johann und Georg Tenikaitis (Mein Großvater) studierten 1901-1905 an der J. E. Gossner-Missionarschule zu Berlin. Nach dem Abschluss gingen beide als Missionare nach Ost Indien. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden alle deutschen Missionare von der englischen Administration interniert und nach Deutschland abgeschoben. Hier zurückgekehrt wurden sie durch das Königsberger Konsistorium als evangelisch-lutherische Pfarrer in verschiedenen Gemeinden in Ostpreußen, vor allem in Preußisch-Litauen, verpflichtet. Da jeder für die Folgen seiner Worte verantwortlich ist, möchte ich mit Nachdruck darauf hinweisen: Es soll nicht der Eindruck entstehen, dass wir „Prūsai“ besser oder schlechter waren als die Litauer.

1.1 Umsiedlerlager: Donska Wola, Schlochau/Pommern

Und so machten wir uns in einem kalten und nassen März 1941 mit einem Pferdegespann aus dem Dorf Pamituvis, Kreis Jurbarkas, zum Grenzübergang nach Schmalleningken. Hier angekommen wurden wir dem schick uniformierten und aufmunternd lächelnden deutschen Offizier überstellt. Kaum verblasst ist bis heute noch in meiner Erinnerung der plumpe kleine Russe mit dem viel zu großen Mantel und ihm gegenüber der schneidige deutsche Offizier. Hier trennten wir uns auch von meinem Vater und unsere Mutter von ihrem Ehemann: Er brachte auf anderen Wegen unsere Habseligkeiten in das Deutsche Reich.

Zu Dritt schaukelten wir mit einem Zug voran und kamen heil in Donska Wola an. Mir als Dorfjungen schienen die Häuser hier gewaltig groß, leider sehr viele zerbombt. Dennoch zum Versteckenspielen wie geschaffen. Soweit ich mich erinnern kann, wurden wir in einem unbeschädigten Haus untergebracht, wo wir jedoch nicht lang blieben. Ich weiß nicht mehr, wann mein Vater zu uns zugestoßen ist, aber in dem folgenden Durchgangslager Schlochau in Pommern waren wir schon vereint.

Anscheinend war die Umsiedlung der Deutschstämmigen aus Litauen für das Deutsche Reich von großer Bedeutung, denn sogar Himmler als Reichskommissar mischte hier mit. Und wo er seine Finger drin hatte, ging es immer um die Reinheit der deutschen Rasse.

Meine Mutter - und das ist auch die Meinung meiner Schwester - war eine intelligente Frau, wenn auch ohne große schulische Bildung. Sie traf Entscheidungen, die immer Hand und Fuß hatten. Sie war tolerant und hilfsbereit gegenüber Andersdenkenden. Durch die Kriegswirren konnte ich meinen Vater nicht gut kennenlernen. Nach Erzählungen meiner Mutter war er nicht nur ein Landwirt sondern auch ein evangelischer Laienprediger. Diese geistliche Ader hat er wohl von seinem Vater geerbt. Des berühmten Opas Vorname Georg wurde auch mir als zweiter Vorname zuteil. In Litauen hatten wir in einem Dorf, weit entfernt von jeglicher deutscher Zivilisation gewohnt. Die evangelische Kirche in Žvyriai war der einzige Kommunikationspunkt. Unsere Nachbarn waren Litauer, unsere Kenntnisse der deutschen Sprache und Kultur waren gering. Im Deutschen Reich mussten meine Eltern eine der schlimmsten Befragungen über sich ergehen lassen! Es war daher nicht verwunderlich, dass wir die von Himmler definierte Rasse nicht zuerkannt bekamen, die wir vielleicht auch gar nicht einmal haben wollten! Keine Übermenschen, keine O-Fälle, die den Osten germanisieren sollten! Wir sollten im Altreich angesiedelt und selbst schnell germanisiert werden. Uns wurden

Blutproben entnommen, für mich und meine Schwester die Blutgruppe B attestiert und unter dem Arm eintätowiert. Im Nachhinein freue ich mich, dass es so abgelaufen ist. Das hat uns die Probe der neuartigen Kolonisation in Litauen 1942-1944 und die anschließende Flucht zurück ins Reich im Sommer 1944 erspart.

1.2 Umsiedlerlager Bergen auf Rügen

Bald wurden wir in das Umsiedlerlager Bergen auf Rügen verlegt. Die Insassen der Baracken waren so genannte „Beutegermanen“, Deutsche aus vielen Herren Länder. Davon, wie sie ihre Feste feierten, konnte man schließen, woher sie gekommen sind, z.B. die aus Polen Stammenden begossen sich zu Ostern gegenseitig mit Wasser. Die Anlage war großzügig angelegt, besaß einen Sportplatz und ein Gemüsefeld. Die Lageranlage war mit Maschendrahtzaun umgeben. Hinter dem Zaun war Getreide angebaut. Das Lager konnten wir ohne Passierschein betreten und verlassen. Die Baracken waren ziemlich neuwertig und eine Familie bekam jeweils ein Zimmer mit zwei Doppelbetten zugewiesen. Das Zimmer könnte um die 15 qm groß gewesen sein. WC und Waschräume befanden sich am Ende der Baracke. Wir wurden medizinisch gut versorgt und bekamen regelmäßig einen Löffel Fischöl. Was Wäsche und Kleidung betrifft waren wir autark: Alles wurde im Lager erledigt. Das ganze Lager hatte einen getrennten großen Speiseraum, der von einer Küche versorgt wurde. Meine Mutter hat einen Arbeitsplatz in der Lagerküche zugewiesen bekommen, wo sie abwechselnd mit den Kolleginnen Speisen zubereitete oder die Speisen durch eine Essenausgabe an die Lagerinsassen verteilte. Ein Arbeitsplatz in der Küche war sehr begehrt. Mein Vater wurde in einer Munitionsfabrik in der Stadt Barth zur Arbeit dienstverpflichtet. Übers Wochenende konnte er uns besuchen, Die Stadt Barth lag auf dem Festland und nicht weit von Bergen entfernt.

Im Vergleich zum Leben der Anderen, die täglich ums Überleben kämpften mussten, war unser Leben hier gut. Dennoch nagte die Ungewissheit an der Psyche. Meine Schwester und ich, wie auch die anderen Kinder, gingen zum Schulunterricht in die Stadtschule. In kürzester Zeit konnten wir uns schon auf Deutsch unterhalten. Ich wurde sofort in eine dunkle Uniform des Jungvolks gesteckt und beteiligte mich mit Freude an allen vorgesehenen Veranstaltungen: Geländedienst, wo man dem „Gegner“ das Knie in den Bauch rammte und ihm das Riemenkoppel abnahm, die Unterbringung erfolgte in Jugendherbergen mit viel Sport und eiserner Disziplin, viel marschieren und singen. Ermüdend war der oft stattfindende Besuch mit langen Huldigungen in der Horst-Wessel-Gruft auf der Rugenbarg in Bergen. Bemerkenswert war

jedoch, dass es keine dicken Jugendlichen gab und auch keinen, der das Pensum nicht schaffte. Abgesehen von den organisierten Veranstaltungen waren Freundschaften unter Jugendlichen möglich. Ich war mit zwei gleichaltrigen Jugendlichen, Otto Jerke aus Polen und Johannes Kiesel aus Litauen, sehr eng befreundet. Zu Dritt waren wir laufend unterwegs. Besonders in der warmen Jahreszeit war die Insel Rügen ein Paradies. Johannes konnte sich dem Rücktransport nach Litauen entziehen und wurde später Bürger der DDR und Offizier der Volkspolizei. Nach der Wende traf ich ihn paar Mal in Berlin und bei mir in Delmenhorst.

1.3 NS-Reich im Siechtum

Alles Schöne geht ein Mal zu Ende und das ging schneller, als es uns allen lieb war. Anfang 1943 trauerten wir alle um die 6. Armee von Feldmarschall Paulus, die bei Stalingrad vernichtend geschlagen wurde. Längere Zeit wurde nicht gesungen und nicht getanzt. Am 29. März 1943 wurde uns die deutsche Staatsangehörigkeit (Reichsangehörigkeit) zugesprochen. Kurz danach wurde mein Vater zur Wehrmacht eingezogen und an die Ostfront verlegt. Das Jahr 1944 war ganz schlecht. Wir wurden aus der Stadtschule genommen und im Lager in einem Raum, alle vier Klassen zusammen, weiter unterrichtet. Meine Schwester sieht das auch heute noch als Diskriminierung an.

Immer mehr Familien hatten Angehörige zu beklagen. Die Nachrichten waren kurz: "Für Führer und Vaterland". Wir hatten Angst um unseren Vater. Anfang 1944 kam er zum Heimaturlaub. Auch er trug einen etwas zu großen Mantel, wie der Russe damals 1941 bei Schmalleninken. Mit meinem Vater besuchten wir gemeinsam seinen Bruder, meinen Onkel, Mikas (Mikelis) in Rostock. Mikelis war etwas schwach auf der Brust und musste nicht zur Wehrmacht. Erst nach unserer Rückkehr nach Litauen haben wir erfahren, dass mein Vater Ende 1944 bei Graudenz in russische Gefangenschaft geraten war. 1947 wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und ging nach Ostberlin, danach nach West-berlin, Neukölln.

Bis zuletzt hatte man im Reich versucht, die Disziplin aufrecht zu erhalten. Die Regierung griff sogar zu martialischen Methoden: Auf dem Rathausplatz in Bergen wurden provisorische Galgen aufgestellt und zwei Männer hingerichtet. Die Nachricht verbreitete sich im Lager wie Lauffeuer. Wir nichts wie hin! In der Tat, da hingen zwei Männer mit Tafeln auf der Brust. Die Inschrift war grotesk. Der eine war angeblich ein Deserteur, der andere ein Dieb. Ich war wochenlang durcheinander und konnte die Erinnerung an die Toten nicht loswerden. Nachts schrie ich und schlug um mich. Meine Mutter hatte Angst, dass ich aus dem Bett springe und mich verletze.

Das Jahr 1945 geriet zur Katastrophe. Das Ende war zum Greifen nah. Obwohl wir von Industriezentren weit entfernt waren, hatten wir dennoch Angst von den amerikanischen Bombern. In einer Nacht bombardierten sie den Hafen Saßnitz. Von Bergen gesehen brannte der ganze Himmel. In Kiel sind meine Oma, mein Cousin Heinrich und meine Cousine Anna Matschulat im Bombenhagel ums Leben gekommen. In der Not denkt man an Gott zuerst. Das tat auch meine Mutter: Ohne jeglicher Vorbereitung ließ sie mich mit 12 Jahren in Bergen konfirmieren! In dieser schlimmen Zeit musste sich meine Schwester in Stralsund einer Mandeloperation unterziehen.

Was nicht sein sollte, geschah dennoch. Ein Häuflein deutscher Wehrmachtinfanteristen schritt das letzte Mal durch Bergen. Ohne Lied, müde und mit traurigen Augen. Viele unter ihnen waren kaum fünf Jahre älter als ich. Kaum war die Stadtgrenze erreicht, entledigten sie sich der Waffen. Die wurden einfach in einen Graben geworfen. Und das alles unter meinen Augen und denen meiner Freunde! Meine Welt brach zusammen und ich weinte bitterlich.

Die Neugierde war dennoch größer als die Angst. Wir warteten auf der Straße nach Saßnitz auf die Russen. Und da kamen sie. Zu Fuß, die MP im Anschlag, gingen sie ohne Eile die Straße entlang. Der nächste Pulk kam leger liegend oder sitzend in einem von Pferden gezogenen Heuwagen. Ein Offizier stieg vom Wagen, kam zu uns herüber, schaute in unsere verstörte Gesichter und sagte: „Gitler kaputt“. War das Alles? Unsere Träume, Sehnsüchte, Hoffnungen, die vielen Opfer!

Nach dem Einmarsch der Russen brachen in der Stadt Plünderungen aus. Alle waren daran beteiligt, auch die Einheimischen. Schließlich ging es auch um Lebensmittel.

1.4 Zusammenbruch des Reiches und unserer Rücktransport in die Litauische Sozialistische Sowjetrepublik

Eine Bekanntmachung wurde erlassen, dass sich alle Lagerinsassen bei der, nun russischen, Lagerbehörde melden müssen. Entscheidend war für die Russen (NKWD = Volkskommissar für Innere Angelegenheiten) nur, wo einer geboren bzw. von wo er ins Reich gekommen war. Dorthin musste er / sie auch zurück. Meiner Mutter wurde ein Begleitschein (Spravka) ausgestellt, dass sie mit ihren Kindern Josef und Alma ins Durchgangslager Grodno gebracht werden sollten. Die Russen wollten und konnten nicht auf längere Zeit das Lager in Bergen verwalten, darum wurde der Abtransport sofort eingeleitet. Wir wurden zum Bahnhof von Stralsund gebracht, auf einen offenen Güterwaggon mit niedrigen Bordwänden im Verbund eines langen Zuges verladen, und los ging die Reise. Am 29. Mai (meinem 12. Geburtstag) fuhren wir schon

über die auf Stelzen provisorisch errichtete Brücke über die Oder nach Frankfurt an der Oder. Hier angekommen mussten wir umsteigen. Die großen, schweren, voll gestopften Säcke, fachlich an den Enden von meiner Mutter zusammengenäht, konnte ich wegen dem Gewicht und der Größe nicht tragen. Ich schaute mich nach Hilfe um. Der Bahnhof war angefüllt mit deutschen Kriegsgefangenen, die sich frei im Bahnhofsbereich bewegen konnten und die auf ihren Abtransport warteten. Sie trugen immer noch ihre alten Uniformen, die schon sehr betagt aussahen. Ihre Gesichter waren grau und eingefallen. Und das war ja erst der Anfang ihrer Qualen. Ich sprach zwei ältere Soldaten an und bat sie um Hilfe. Sie taten das ohne ein Wort zu verlieren. Meine Mutter gab den Beiden unsere ganze Lebensmittelration, die sie mit großer Freude an sich nahmen. Ich sah meine Mutter an. Sie verstand mich und sagte leise: "Es könnte ja auch dein Vater gewesen sein".

Der Zug, an den auch unser offener Güterwaggon angehängt war, bestand aus vielen Waggons, vollgestopft mit Kriegsbeute. Der Zug wurde von einem Offizier höheren Ranges mit ihm unterstellten Soldaten begleitet. Unauffällig bewachten die Soldaten den Zug und auch uns, aber nicht wegen Fluchtgefahr, nein, nur dass uns kein Leid geschähe, denn schließlich waren wir ja jetzt auch ihre Beute. Auf der Ladefläche waren wir um die 10 Familien mit Nachwuchs, jedoch kein erwachsener Mann unter uns. Es waren mit Sicherheit an die 15 Kinder verschiedenen Alters. Vielleicht zwei oder drei waren älter als ich. Mit einem habe ich Freundschaft geschlossen. Er hieß Alexander, den Nachnamen weiß ich nicht mehr. Das Interessante an ihm war, dass seine Oma ausgezeichnet Russisch sprach. Sie unterhielt sich mit unserem Kommandanten und von ihr erfuhren wir auch, dass Grodno nicht weit von der litauischen Grenze in Weißrussland lag. Fast die ganze Zeit verbrachten wir auf der Ladefläche des Güterwaggons. Wenn der Zug zum Stehen kam, konnten wir runterspringen und gehen, wohin wir wollten. Zur festgelegten Zeit mussten wir wieder zurück sein.

Ganze Herden Kühe wurden gegen Osten getrieben Die Frauen wurden angewiesen, die Kühe zu melken. Einen Teil der Milch konnten sie mitnehmen und so wurde unser Speiseplan etwas bunter. Der Zug fuhr langsam und hielt auch oft an. Uns hat das nicht gestört. Wir hatten keine Eile. Wir wussten schließlich nicht, was auf uns in Grodno erwartete. Von der offenen Waggonladefläche konnten wir die an uns vorbeiziehende Gegend beobachten. Vieles sah trostlos aus. Häuserruinen wohin man nicht schaut. An der Bahnlinie entlang Soldatengräber mit Kreuz und Helm darauf. Wieder ist man mit den Gedanken beim eigenen Vater. Wo ist er? Man merkte erst jetzt richtig, was da

angerichtet worden war!

Etwa Anfang Juli 1945 trafen wir in Bad Polzin ein. Hier wurden wir ausgeladen und auf wunderschöne Häuser mit wunderschönen Obstgärten der geflüchteten deutschen Familien verteilt. Hier blieben wir etwas länger als einen Monat. Hier in Bad Polzin ist meine Mutter an Typhus erkrankt. Sie wurde in ein Militärhospital gebracht und unter Quarantäne gestellt. Meine Schwester und ich blieben jetzt auf uns allein gestellt. Die Angst saß tief in unseren Gliedern. Wir hatten Glück, dass es in dieser Situation Krankenhaus und Ärzte gab. Nach ca. zwei Wochen war unsere Mutter wieder hergestellt und konnte das Krankenhaus verlassen. Die russischen Ärzte, die noch vor ein paar Monaten unsere Feinde waren, retteten unserer Mutter das Leben.

Obwohl es hier sehr schön war, wurden wir leider nicht vergessen. Ende August wurden wir wieder auf einen offenen Güterwaggon gesetzt und die Fahrt nach Grodno wurde wieder aufgenommen. Es war ein anderer Zug (ebenfalls voll mit Kriegsbeute) und auch ein anderer Kommandant. Dieser war merklich jünger und kommunikativer, aber auch trinkfreudiger. Eines Morgens teilte uns unsere Oma-Dolmetscherin mit, dass unser Kommandant nachts von uns gegangen sei. Er sei an Methylalkoholvergiftung gestorben. Wir hatten Mitleid mit ihm. Den Krieg hat er heil überstanden und jetzt so was! Sofort wurde der nächste Kommandant ernannt. An unserer Situation hat sich während der ganzen Reise nichts geändert. Wir wurden gut behandelt und wir mussten nicht hungern.

Im September wurden die Nächte länger und auch kühler. Jetzt regnete es auch öfter. Gott sei Dank, keiner wurde ernsthaft krank. Wir verließen Polen und erreichten Weißrussland. In Brest wurden wir abgeladen und für ein paar Tage sitzen gelassen. Nach einigem Hin und Her, woran auch unsere Dolmetscherin beteiligt war, wurden wir auf einen Güterwaggon eines Zuges umgeladen, der direkt nach Vilnius ging. Wenn auch von Kälte und Regen geplagt, waren wir froh, dass uns Grodno erspart blieb. Wir näherten uns langsam unserem nächsten Ziel Vilnius, das wir im Oktober erreichten. Hier wurden wir auf dem Gehsteig ohne jegliche Begrüßung ausgeladen. Eine Übergabe an die litauische Miliz erfolgte nicht! Niemand hat auf uns hier gewartet und es fand auch keine Registrierung statt, auf welche Art auch immer.

2.0 In der Litauischen SSR: Kaniukai, Žvyriai, Skirsnemunė, Jurbarkas

Nun war ich zurück im Land, wo ich geboren worden war. War ich zu Hause angekommen? Das Land war zerrissen, viele Wunden noch immer offen, und schon sprach man über einen weiteren Krieg, wohlgermerkt den Kalten, der in Lügen und Hasstiraden dem kurz überstandenen in nichts nachstand. Viele

falsche Hoffnungen wurden wieder geweckt, hunderte junge Männer zogen sich als Partisanen in die Wälder zurück und hofften, dass die Erlösung nun bald von den Alliierten kommen würde. Anlass daran zu glauben waren Artikel in den Zeitungen wie: "Čurčilis žvangina ginklais" (Churchill hantiert mit den Waffen). Das Alles wurde von der sowjetischen Propaganda hochstilisiert. Das Schurkenland wurde sofort ausgemacht: Das waren die westdeutschen Faschisten und Revanchisten, das vor kurzem besiegte Deutsche Reich. Das wollte wieder bewaffnet werden und strebte angeblich nach Atomwaffen, so lautete die Propaganda der friedliebenden UdSSR damals.

Wie soll man in dieser Situation als Jugendlicher überhaupt noch eine Orientierung finden bzw. behalten? Wem soll man glauben, wen lieben und wen hassen? Wen soll man fragen? Den Vater? Er war nicht anwesend und wir wussten immer noch nicht, ob er den Krieg überlebt hatte. Dazu ein ganz einfaches Machtwort meiner Mutter: „Geh zur Schule und lerne Rechnen“. Wer einen solchen Rat seinem pubertierenden Sohn geben kann, findet auch Wege und Möglichkeiten, den Gehsteig von Vilnius ganz schnell zu verlassen. In der Tat, in Vilnius angekommen war meine Mutter voller Tatendrang! Sie musste etwas tun, und das tat sie auch mit Bravour. Die Wohnorte der meisten Litauendeutschen lagen an der Memel oder nicht weit davon entfernt. Deshalb war es wichtig, den Flusshafen von Kaunas zu erreichen. Ein Lastwagen wurde aufgetrieben, der uns dorthin brachte. Der Fahrer wurde mit den von uns mitgebrachten Konfektionswaren entlohnt.

Im Dorf Kaniukai hatte meine Mutter weitläufige Verwandte, die Familie Lendraitis. Ihr Bauernhof lag direkt auf dem Hügel zum Fluss Nemunas/Memel. Im Stadthafen von Kaunas angekommen, bestiegen wir einen Schaufelraddampfer Strom abwärts und konnten so die Haltestelle Raudonė erreichen. Der Schiffskapitän verlangte von uns keine Bezahlung. Welch eine Geste! Die Entfernung von Raudonė bis Kaniukai betrug in etwa sechs Kilometer. Meine Mutter hat sich sofort zu Fuß auf den Weg gemacht. Meine Schwester und ich blieben beim Gepäck. Nach einer längeren Verweildauer kamen unsere Mutter und Lendraitis in einem Pferdegespann zurück und so landeten wir für ein Jahr auf dem Bauernhof der Familie Lendraitis. Das war unser größtes Glück. Wir hatten eine warme Bleibe und bekamen auch reichlich zu essen. Selbstverständlich mussten wir zu Dritt die ganze Zeit bei der Landarbeit mithelfen, so dass an den Unterricht, wie das meiner Mutter vorschwebte, gar nicht zu denken war. Auch aus weiteren Gründen: Erstens, das Schuljahr lief schon seit zwei Monaten und zweitens, wir waren physisch und psychisch nicht in der Lage, am Unterricht teilzunehmen. Bei Lendraitis

wollten wir nicht lange bleiben. Das Dorfleben sei nichts für uns, hat unsere Mutter gleich gesagt.

An einem großen Kirchfest im Herbst 1946 bat meine Mutter Herrn Lendraitis, uns mit seinem Pferdegespann in die evangelische Kirche nach Žvyriai zu fahren. Lendraitis war ein Atheist, die Kirche interessierte ihn wenig, aber er fuhr uns gerne, weil man dort Bekannten begegnete und gut feiern konnte. Seine Frau fuhr mit. Meine Mutter wollte dort Bekannte treffen, um Erfahrungen auszutauschen. Und in der Tat, sie traf dort Juozas Kyselis, dessen Mutter bei den Eltern meiner Mutter als Magd gearbeitet hatte. Der Sohn wusste das und wir wurden von ihm und seiner Frau sehr herzlich empfangen. Kyselis hatte einen Sohn und zwei Töchter. Er war außerdem Kirchendiener und verwaltete dementsprechend das große Gemeindehaus mit den Stallungen. Auf die Frage meiner Mutter, ob er uns eventuell behilflich sein könnte, um uns eine Bleibe zu finden, hat er sofort zugesagt und uns mit dem Einverständnis des Pfarrers im Gemeindehaus aufgenommen. So ein Glück. Nach ein paar Tagen wohnten wir schon im Gemeindehaus des Städtchens Žvyriai. Uns wurde ein großes Zimmer zugeteilt und wir konnten den großen Hof und die Stallungen mitbenutzen.

Außer der Familie Kyselis und uns wohnte in dem Hause auch der Pfarrer Briedis. Ein älteres Ehepaar und eine ältere Dame aus Königsberg waren auch dabei. Sie waren wegen der Hungersnot aus Königsberg geflohen, um in Litauen zu überleben. Besonders das Ehepaar war intelligent, nett und kommunikativ. Sie haben in mir einen aufgeweckten Jungen gesehen und waren genau so wie wir stark vom Schicksal gebeutelt. Tagsüber besuchten sie größere Bauernhöfe, die es damals noch gab, und bettelten um Lebensmittel. Am Abend diskutierten wir über Gott und die Welt. Ich spielte den Dolmetscher. Beide rauchten. Tabak war unbezahlbar und so sammelten sie die Reste von gebrauchten Zigaretten, mischten den gebrauchten Tabak und stellten neue Zigaretten her. Kyselis und ich waren stark dagegen. Wir waren der Meinung, dass man vom Rauchen sich anstecken, krank werden und sogar sterben kann. „Wäre vielleicht auch besser, als dieses Leben“, war die Antwort. Das Ehepaar und die ältere Dame aus Königsberg konnten 1947 in die Ostzone ausreisen.

Gleich nach der Ankunft in Žvyriai musste sich meine Mutter bei der Miliz anmelden. Hier musste sie auch die tiefsten Erniedrigungen über sich ergehen lassen. Sie sollte nach Bedarf die Aufenthalts- und die Schlafräume der Stribai (istrebitei aus dem russischen = Ausrotter, Zerstörer) ohne Entgelt reinigen. Die Stribai, die überwiegend zur Bekämpfung der Partisanen eingesetzt wurden, waren der Abschaum der damaligen Gesellschaft. Um die Angst, die ihnen

immer im Nacken saß, zu ertragen, waren sie laufend betrunken. Dementsprechend sah auch ihre Unterkunft aus: ein stinkender Saustall. Meine Mutter wurde von den Besoffenen auch sexuell belästigt. Eine Beschwerdeinstanz gab es nicht. Einen Antrag auf Erlangung der sowjetischen Staatsbürgerschaft stellen bzw. unterschreiben musste meine Mutter zu dieser Zeit nicht.

Meine Schwester und ich hatten es da einfacher. Nach der Ankunft in Žvyriai - das Schuljahr war schon im vollen Gange - wurden wir eingeschult. Meine Schwester war mutiger und ging sofort am nächsten Tag zur Schule. Nach einer kurzen Überprüfung wurde sie in die dritte Klasse aufgenommen. Ich dagegen hatte Angst und ging erst nach Befragungen meiner Schwester am nächsten Tag mit ihr hin. Ich ließ mich ebenfalls in die dritte Klasse einstufen, obwohl ich schon in Bergen vor dem Abschluss der vierten Klasse stand. Von meiner kampflosen Einstufung war meine Mutter offensichtlich nicht sehr begeistert. Süffisant meinte sie „willst wohl der erste unter den Dummen sein?“. Der Schulstoff ging uns flott von der Hand. Nicht mal das Litauische und das Russische machten uns Probleme. Schlimm für mich war das Übungsmaterial zu ertragen, in dem die Deutschen vorkamen. Dass sie Faschisten und Revanchisten waren, damit konnte ich gut leben, aber dass sie auch noch saudumm waren, das ging mir auf den Geist. Dieses Thema habe ich versucht mit meinen neuen Freunden zu klären. „Es stimmt“, war die Antwort, „Wären sie nicht dumm, hätten sie den Krieg nicht verloren.“ Mit der Gründung der DDR entspannte sich die Lage ein wenig. Es dauerte eine Weile, bis ich mich zurecht fand und mich eingewöhnte. Nach einigen Monaten musste ich mich mit einem Jungen prügeln. Er zog den Kürzeren und lief mit blutiger Nase davon. Durchzusetzen und hart zuzuschlagen hatte ich ja beim Jungvolk gelernt. In unserer Abwesenheit wurden wir beide „vokietukai“ (deutsche Kinder) genannt. Das war zwar kein Schimpfwort, aber eine, vielleicht auch unbeabsichtigte Ausgrenzung war darin nicht zu übersehen. Bei Auseinandersetzungen, welcher Art auch immer, fiel das Wort „Faschisten“, was auch nicht so schlimm war. In vielen Augen war das noch besser als Kommunisten. Die siebenjährige Schule, die wir besuchten, befand sich im Städtchen Skirsnemunė, ca. 1 Kilometer von Žvyriai entfernt. Dass wir später aufs Gymnasium gehen werden, war für unsere Mutter eine ausgemachte Sache.

Die erste Hälfte 1947 war auch für uns sehr hart. Auf unserem Speiseplan stand des Öfteren Brennnessel- und Rübensuppe. Selten schwamm da ein Fettauge. In der zweiten Hälfte des Jahres 1947 hatte sich meine Mutter im Gemeindehaus wirtschaftlich richtig gut eingerichtet. Wir hatten jetzt eigene Hühner, die Eier legten und Enten, die ich schlachten musste. Ich habe mir Kaninchen

zugelegt, die sich so schnell vermehrten, dass ich mit dem Füttern und Schlachten kaum nachkam. Und auch ein rosa-weißes Schwein schafften wir uns an, das wir zu Weihnachten schlachteten. Die Tiere haben wir mit Muscheln aus der Memel gefüttert. Das ging so vor sich: Mit einer engzackigen Gabel ging ich bis zur Brust ins Wasser und schaufelte vom Flussboden die Muschel auf. Es gab nur eine Stelle im Fluss, wo die Muscheln üppig wuchsen. Nachdem sich herumgesprochen hatte, wozu die Muscheln gut waren, wurden diese Gründe leer gefischt und die Muscheln kamen nie mehr wieder. Der Strom war für uns eine unerschöpfliche Quelle. Im März kam stromaufwärts der Stint zum Laichen. Im Winter, wenn der Fluss zugefroren war, wurde ein Loch ins Eis geschlagen. Die Aalquappe kam ans Loch, um nach Luft zu schnappen. Und hier wartete auf sie ihr Verhängnis: Der Fischende stach mit einem Gabelhaken wahllos in das Loch. Für die Betrogene gab es kein Entrinnen, sie wurde durchstochen und blieb an der Gabel hängen.

Um auf die Dauer zu überleben, meinte meine Mutter, bräuchten wir eine Kuh. Wenn man Geld hat, ist das kein Problem, aber wir hatten kein Geld. Aber ihr gelang ein noch nie dagewesener Coup. Sie schnürte den Sack mit den Sachen des Vaters auf. Zum Vorschein kamen einige Anzüge, einige Paar Lederschuhe, Hemden, Krawatten. Es sah so aus, als ob mein Vater einen guten Geschmack gehabt hätte. Diese Sachen tauschte meine Mutter gegen eine Landmaschine ein (Diebesgut aus dem Königsberger Gebiet) und diese wiederum gegen eine Kuh. Eine Kuh ist ganz was Tolles! Eigene Milch, Sahne und Butter, eigener Käse. Meine Schwester und ich mussten lernen, die Kuh zu melken und dafür Sorge zu tragen, dass die Kuh immer satt war. Aus dieser Zeit stammen auch meine Kenntnisse von Umgang und Gebrauch der Sense. Weideland und Heu für den Winter organisierte die Mutter. Ein Teil der Milcherzeugnisse ging als Abgabe an den Staat, den Rest haben wir sogar verkauft.

Das Jahr 1947 war insofern bedeutsam, als meine Schwester Alma, die gerade dreizehn Jahre alt wurde, konfirmiert werden sollte. Den Konfirmandenunterricht erhielt sie beim Pfarrer Briedis, der zu dieser Zeit ebenfalls im Gemeindehaus der Kirche wohnte. Sie wurde in der Kirche von Žvyriai durch Pfarrer Gavėnis konfirmiert. Pfarrer Gavėnis wurde 1948 nach Sibirien verbannt und kehrte erst 1956 wieder zurück.

Man hätte denken können, jetzt hätten wir es geschafft. Weit gefehlt. Es fingen Terrorakte gegen die eigene Bevölkerung an. Nachts kamen bewaffnete Truppen, umstellten die Wohnhäuser und verschleppten ganze Familien nach Sibirien. Es war nie klar, nach welchen Kriterien die Festgenommenen ausgesucht wurden. Es könnte jeden treffen. Wir hatten Heidenangst und

versteckten uns wochenlang über Nacht in der Kirche. Hier in der Kirche wollte ich vom Gott wissen, wie lange das noch so weiter gehen sollte. Seit über drei Jahre waren wir auf der Flucht, notdürftig bekleidet, immer hungrig und von Angst beseelt. Geschieht das Alles, lieber Gott, in deinem Interesse? Und wenn nicht, warum lässt Du nur das alles geschehen? Man kam früh morgens zur Schule und sah hier und dort auf der Schulbank leere Plätze. Auch heute noch geht mir ein Schauer über den Rücken. Das alles ging so bis 1953, bis zum Tod eines der größten Verbrecher aller Zeiten: Generalissimus Josef V. Stalin.

Meine Schwester und ich waren gute Schüler, gute Sportler und waren in verschiedenen Zirkeln wie Volkstanz, Schultheater und Chor aktiv beteiligt. Wir haben überwiegend patriotische Stücke in Verbindung mit dem sogenannten Zweiten Vaterländischen Krieg gespielt. Ich musste immer den Deutschen - es waren wirklich keine guten Rollen - spielen. Auf meine Frage, warum immer ich den Deutschen spielen müsse, kam die Antwort vom „Regisseur“ (unser Musiklehrer): „Du siehst dem Fritz am ähnlichsten“ (Himmler war seinerzeit da wohl anderer Meinung). Gute und aktive Schüler (Vorbilder) wollte die Schulleitung unbedingt in die Komsomolorganisation aufnehmen. Aus diesem Grund wurde auch der Wunsch der Schulleitung an uns beide herangetragen, zu Komsomol (kommunistische Jugendorganisation, die Mitglieder der Organisation hießen Komsomolci, auf Litauisch komjaunuoliai) einzutreten. Wir haben das abgelehnt. Dieses Angebot wurde mit der unauffälligen Bemerkung wiederholt, dass die Zugehörigkeit zu Komsomol das Überleben in Litauen doch wohl wesentlich sicherer machen würde. So wurden meine Schwester und ich 1947 „komjaunuoliai“. Es war auch richtig, denn später hätte ich das doch sowieso tun müssen.

1948 traf meine Mutter die ihr aus früheren Jahren gut bekannte Familie Žiuraitis wieder. Die Familie besaß in Skirsnemunė ein Haus mit Stallungen und einem ansehnlichen Obstgarten. Drei Kinder von Žiuraitis studierten Musik und andere schöne Künste in Vilnius und Kaunas. Da das Haus nun leer wurde, auch weil ein Verwandte von ihm, Herr Jurkšas, arbeitslos wurde und nach Kaunas umziehen wollte, bot Žiuraitis meiner Mutter an, das Anwesen zu verwalten. Mit großer Freude nahm meine Mutter das an und Ende 1948 zogen wir hier ein. Nun hatten wir jetzt auch noch einen Obstgarten mit verschiedenen Obstsorten, vor allem rote und schwarze Johannisbeeren. Meine Mutter legte auch ein größeres Gemüsefeld an. Jetzt lebten wir fast wie Gott in Frankreich. Meine Mutter musste dafür selbstverständlich hart arbeiten. Meine Schwester und ich halfen soweit wir nur konnten. Eine große Hilfe waren wir

trotzdem nicht, da wir täglich acht Stunden in der Schule dem Unterricht folgen mussten. Den ganzen September des Jahres 1949 wurden wir zur Kartoffelernte in der neu errichteten Kolchose verpflichtet und mussten in eigener Bekleidung antreten.

Die Sowjets waren von der Manie besessen, die Amerikaner wirtschaftlich zu überholen, ohne ihr eigenes Wirtschaftssystem ändern zu wollen. Es schien ihnen sehr wichtig, die Maschinenbauindustrie auf Vordermann zu bringen. Zur Herstellung von Reifen für die rollenden Maschinen brauchten sie Kautschuk und meinten, dass sie aus der in Kasachstan beheimateten Pflanze Kok-saghys (eine Art von Löwenzahn) genügend Saft gewinnen würden, um das Defizit an Kautschuk decken zu können. Zum Anbau von Kok-saghys brauchten sie große Bodenflächen. Im Frühjahr 1950 wurden auf Moskaus Befehl in Jurbarkas große Flächen mit sprießendem Wintergetreide umgepflügt und mit Kok-saghys bepflanzt. Die Pflanze vertrug jedoch nicht nur das litauische Klima nicht, sie mochte auch den Boden nicht. Kok-saghys wollte nicht groß werden, und nach kurzer Zeit sackte sie in sich zusammen. Es gab für lange Zeit nicht nur allein aus diesem Grund nur noch sporadisch Brot in den Läden. Die edle Pflanze hat es nicht verdient, ein Synonym für Dummheit zu werden. „Du bist ein Kok-saghys“, pflegten wir zu denen zu sagen, die unserer Meinung nach schwer von Begriff waren. Der dauerhafte Wunsch, die Amerikaner einzuholen und zu überholen, wurde vom Volk mit einer Anekdote quittiert: „Lass uns doch vor dem Einholen der Amerikaner halt machen! Denn sollten wir sie überholen, werden die doch merken, dass unser Hintern nackt ist“.

In den Nachkriegsjahren konnte man als Kolchosarbeiter kein Geld verdienen. Die Arbeitskraft wurde in Naturalien bezahlt. Wir brauchten aber Schulbücher, Kleidung und Schuhe und das alles musste in Rubel bezahlt werden. Jetzt änderte meine Mutter die Arbeitsstrategie: Sie kaufte bei den Bauern Lebensmittel ein, veredelte sie und verkaufte sie auf dem Wochenmarkt wieder. Das war in keinem Fall offiziell erlaubt, aber geduldet. Ihr Handelsgebiet dehnte sich von Tilsit (Sovjetsk) bis nach Kaunas aus.

Im Jahre 1950 absolvierten wir beide die Sieben-Klassen-Schule in Skirsne-munė und wechselten zu der Vidurinė mokykla (Mittelschule bzw. Gymnasium) nach Jurbarkas. In Jurbarkas sang ich im Chor und spielte wieder im Schultheater, obwohl die Bedingungen nicht leicht waren. Von unserem Wohnort bis Jurbarkas waren es gute acht Kilometer. Diese Strecke meisterten wir im Frühherbst und Spätfrühling zu Fuß. Aber zu Winterzeit musste unsere Mutter für uns ein Zimmer in der Stadt auftreiben. Das hat sie auch geschafft. In

Jurbarkas belegten wir die achte und neunte Klasse. Dennoch war die Belastung sehr groß und auf die Dauer nicht zu ertragen. Wir überlegten uns, in eine Stadt mit Gymnasium zu ziehen. Im Herbst 1952, wieder mit Hilfe von Bekannten, konnten wir nach Klaipėda (Memel) umziehen.

2.1 Partisanenkrieg

Jetzt, wo ich die Region von Jurbarkas wohl auf nimmer Wiedersehen verlasse, habe ich das Bedürfnis, über die Tätigkeit der Partisanen in den Wäldern dieses Gebietes zu berichten. Unsere Herzen und Sympathien waren immer mit den tapferen Männern. Die Jüngeren waren kaum älter als ich. Vom kommunistischen Regime wurden sie als Banditen bezeichnet. Das Töten der Männer und die Zurschaustellung ihrer Leichen waren ganz und gar im Sinne der sowjetischen Regierung. Durch die Aktivität der Partisanen konnten die Misserfolge in der Landwirtschaft erklärt und der Nachschub an Menschenmaterial für die Kohlengruben Sibiriens gesichert werden. Anders ist diese Katastrophe nicht zu erklären. Eine Sowjetmacht mit Millionen Mann unter Waffen, bewaffnet mit Waffen modernster Technologie, die vor ein paar Jahren erst die Heere Japans und des Deutschen Reiches besiegt hatten, brauchten nach Kriegsende bis zu zehn Jahren, um ein paar Tausend schlecht bewaffnete Partisanen ohne jeglichen Waffennachschub niederzuringen? An eine Befriedigung des Landes wurde nicht gedacht und diese auch nicht angestrebt. Es wurde Hass und Zwietracht gesät und den Denunzianten Tor und Tür geöffnet. Es war ein aussichtsloser und brutaler Widerstand. Ein geflügelter Satz aus jener Zeit: „Ant kelmo valdžios nepastatysi“ (Auf einem Baumstumpf kann man keine Regierung etablieren) war am Ende das, was die Litauer auf eine bedauernde Weise einsehen und akzeptieren mussten. Der Legende des Partisanen Juozas Lukša-Daumantas ist ein Buch „Vieni vieni“ (Allein, ganz allein) und ein Film gleichen Namens gewidmet. Juozas wurde verraten und ermordet, genau wie seine drei Brüder.

2.2 Auf der Mittelschule (Gymnasium) in Klaipėda

1952 in Klaipėda angekommen, mieteten wir uns in einer Dreizimmerwohnung ein Zimmer mit einer gemeinsamen Küche. Das Leben hier war weiß Gott nicht einfach. Für einen Brotleib musste man stundenlang Schlange stehen. Das Zimmer und die Lebensmittel waren so teuer, dass Mutter die anfallenden Kosten alleine nicht mehr tragen konnte. Wir beschlossen, dass meine Schwester und ich uns Arbeit suchen und die Fortbildung auf der Abendmittelschule fortführen sollten. Als bald fand ich eine Arbeit in einem Lagerhaus zur Ausstattung der Handelsmarine mit Proviant und meine Schwester als Hilfsarbeiterin in einem Medikamentenlager. So mussten wir nun acht Stunden

tächlich arbeiten und nach der Arbeit bis zu sechs weitere Stunden in der Schule lernen. Woher haben wir nur, aufgezehrt und schlecht ernährt, die Kraft genommen? Das Unterrichtsniveau war sehr bescheiden, dennoch waren nur wenige von uns diesen Anforderungen gewachsen. Die Schüler waren einfach zu müde, um dem Unterricht zu folgen. Ich wollte studieren und wusste genau, dass ich mit dem Niveau der Abendschule nie ein Studienplatz erhalten würde. Nach Abschluss der 10. Klasse der Abendmittelschule wechselte ich in die 11. Klasse der regulären Mittelschule der Stadt! (*Hier trennen sich die Wege von mir und meiner Schwester. Ihren weiteren Werdegang entnehmen Sie bitte dem Bericht von Alma Maschidlauskas, der diesen Erinnerungen folgt*).

In Klaipėda gab es drei Mittelschulen (Gymnasien). In zweien wurde Litauisch unterrichtet und in einer Russisch. Am 1. September 1953 ließ ich mich in die 11. Knabenklasse (es gab noch zwei weitere Mädchenklassen) der 1. Mittelschule einschreiben. Die Mittelschule trug den Namen des litauischen Nationaldichters Kristijonas Donelaitis. In dieser Schule zu lernen war für jeden eine Ehre. Das Lernniveau war hier merklich höher als in der Mittelschule zu Jurbarkas und schon gar nicht zu vergleichen mit dem der Abendschule. Die ersten Monate musste ich mich sehr anstrengen. Einmal im Jahr trat ich als Repräsentant meiner Schule sowohl in Jurbarkas als auch in Klaipėda bei der Schüler-Sport-Spartakiade der Sowjetrepublik Litauen auf. Mit Chor und Volkstanz meiner Schule war ich auch öfters auf verschiedenen Festivals der Republik vertreten. Im Sommer des Jahres 1954 bestand ich das Abitur. Alle Schulabsolventen erhielten vom Direktor der Schule ein Buchgeschenk. Meines war „Zwanzig Jahre im Gefängnis“ vom tschechischen Schriftsteller Julius Fučík. Unsere Klassenlehrerin A. Raicevičienė überreichte uns im verschlossenen Kuvert unsere Charaktereinschätzung. Das verschlossene Kuvert war für die Mandatkommission bestimmt. Selbstverständlich waren wir neugierig, was da drin stand. Ein Kuvert unter Dampf zu öffnen war einem Abiturienten eine der leichtesten Übungen überhaupt. Über den Inhalt meiner Charakteristik konnte ich nur staunen! Zusammengefasst: Ryžtingas choleriko tipas (ein entschlossener Cholerikertyp). Ich fand damals das Öffnen des Kuverts legitim. Wenn man den Inhalt kennt, tritt man entsprechend sicherer auf.

Es schien, ich sei wieder ein Litauer. Ich trug einen litauischen Vornamen und Nachnamen (Juozas Tenikaitis), ich sprach ausgezeichnet und ohne Akzent Litauisch und alle meine Bekannten und Freunde waren Litauer. Zu meinen besten Freunden im Sport als auch im Geist der Zeit gehört immer noch Albinas Montvydas, der nach dem Medizinstudium an der Universität in

Vilnius Leiter der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses in Klaipėda wurde. Nach der Wende waren wir bei ihnen zu Besuch und sie bei uns in Delmenhorst. Albinas und Elena haben gleich nach dem Abitur geheiratet. Die Trauung hatte streng geheim in einer Kirche weit von Klaipėda entfernt stattgefunden.

Nur ein Umstand unterschied mich von meinen Freunden: Dass ich eine Aufenthaltserlaubnis für Ausländer in der UdSSR (Staatenlosenpass) besaß, die ich partout nicht in einen sowjetischen Pass tauschen wollte. Und da passierte es. Wir vier oder fünf Freunde trafen uns bei einem, der ein Radio besaß. Im Radio wurde das Finale der Fußballweltmeisterschaft 1954 übertragen, an dem irgendeine westdeutsche Mannschaft aus dem von den Alliierten besetzten Deutschland gegen unsere glorreiche Brudernation Ungarn auftrat. Fußball interessierte mich nur am Rande, aber die Westdeutschen schon. Zehn Jahre nach dem Kriegsende wusste ich immer noch nicht, dass es eine Bundesrepublik Deutschland gab. Und nun hörte ich die Melodie der mir so vertrauten Hymne. Ich war wie vom Blitz getroffen, konnte die Tränen nicht mehr halten und fing an - mir bis heute unerklärlich - den mir vertrauten Text laut zu singen. Großes Staunen unter meinen Freunden. Nun wusste ich, dass ich ein Deutscher war und ich schwor mir, wieder in mein Land zurückzukehren.

Jetzt hatte ich das Reifezeugnis, war jedoch durch die Kriegereignisse ein bis zwei Jahre älter als der Durchschnitt meiner Kameraden. Auf Grund meines Alters und meiner Vorgeschichte konnte ich auch manche Sachen anders sehen und beurteilen. Auch meine Freunde waren gegen das System, obwohl fast alle Komsomolzen waren! Das ganze Sowjetsystem war auf Lüge, Kontrolle, Bestechung, Diebstahl und Chauvinismus aufgebaut. Zusammengehalten wurde das System durch Repressalien und permanente Angst. Eines von Lenins Postulaten lautete sinngemäß: Recht ist, was der proletarischen Klasse nützt. Diese These war auf einen fruchtbaren Boden gefallen, so dass Lügen zum Volkssport wurde. Zwar war die sowjetische Verfassung von der amerikanischen abgeschrieben worden, in der Praxis jedoch war es nicht möglich zu klagen oder zu protestieren. „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“! Heute lächelt man über diese These, aber damals war sie tief im System und in der Gesellschaft verankert. Das alles erzeugte große Angst. Und Angst frisst die Seelen auf, verringert das Selbstwertgefühl und tötet die Kreativität. Eine gängige Anekdote aus dieser Zeit: Treffen sich zwei Wissenschaftler. Der eine fragt „Was macht denn die Forschung so?“ „Ich schiebe sie zur Seite!“ „Warum denn zur Seite?“ fragt der Erste. „Um sie nach

vorne zu bewegen fehlt mir die Kreativität, um sie zurück zu schieben erlaubt die Partei nicht!“ Auch heute noch habe ich Heidenangst vor staatlichen Organen. Der große Bruder wusste alles besser. Nicht nur die Unterhaltungsliteratur (besonders die über den „Zweiten Vaterländischen Krieg“) war voll von Lobeshymnen auf die russische Nation. Die wissenschaftliche Literatur war voll von Plagiaten. Mendelejev alleine hätte die periodische Elementensystematik der Chemie erdacht. Stimmt nicht ganz. Meyer und Werner waren auch daran beteiligt. Polunov hätte die Dampfmaschine erfunden. Stimmt auch nicht, es war James Watt. Und den Rest hat sowieso der Lomonosov gemacht. Auf unsere Frage, warum die Russen keine Nobelpreisträger für Medizin und auch keine Erfinderpateente haben, war immer eine plumpe Antwort parat: „Wir verraten unseren Feinden doch nicht unser Wissen“. Uns ärgerte auch die russische Sprache. Gegen eine Sprache ist nichts einzuwenden, aber als Staatssprache wollten wir sie nicht haben. Die vielen Unterrichtsstunden und das viele Auswendiglernen gingen uns auf den Geist. Auch heute noch kann ich einen großen Teil von Puschkins „Ewgenij Onegin“ in russischer Sprache auswendig. Ein paar Schriftsteller der neuen Zeit und die Begründer des sozialistischen Realismus Maxim Gorki mit „Die Mutter“ und „Meine Universitäten“ und M. A. Šolochov „Der stille Don“ (Nobelpreis für Literatur) und „Neuland unterm Pflug“ waren unser tägliches Brot für eine sehr lange Zeitperiode, sowohl in litauischer als auch in russischer Sprache.

Die Zeit drängte. Ich musste und ich wollte studieren. Ich wusste auch was. Die langen Hungerjahre haben mir die Wahl leicht gemacht. Es sollte Lebensmittelchemie bzw. -technologie sein. Am Vernünftigsten erschien mir, außerhalb von Litauen zu studieren. Aus Informationsblättern für zukünftige Studenten wählte ich die Technische Hochschule für Lebensmitteltechnologie in Leningrad aus. Was für ein Schicksalswink: In dieser TH war es vorgesehen, fünf Studenten/innen als Nationalkader für die litauische Lebensmittelwirtschaft, die angeblich im Argen lag, ausbilden zu lassen. Um unter diese fünf zu kommen, musste man ein Auswahlverfahren über sich ergehen lassen. Das Verfahren fand an der Technischen Universität in Kaunas statt. Die Prüffächer waren Mathematik, Physik, Chemie, litauische und russische Sprache sowie Literatur und eine Fremdsprache. Ich habe alles mit sehr gut bestanden, außer der deutschen Sprache. Hier reichte es nur für eine „gut“. Mit der Grammatik der deutschen Sprache hatte ich Probleme, weil sie auf der Mittelschule in Klaipėda nicht angeboten wurde. Hier wurde Englisch unterrichtet. Zwei Absolventen haben sich hier beworben, die das Gymnasium mit einer Silbermedaille abgeschlossen hatten. Daher mussten sie dem

Konkurrenzkampf nicht beiwohnen. Die Besten, zu denen ich auch gehörte, wurden zu einer Mandatkommission eingeladen. Die Mandatkommission bestand aus drei Personen. Der Vorsitzende begrüßte mich und wollte zu alledem noch wissen, ob ich im Ausland nahe Verwandte habe. Die Frage verneinte ich, genau nach V. I. Lenin. Er präzierte die Frage: „Auch keine Oma?“ „Es ist mir nicht bekannt“ antwortete ich fast frech. „Unsere Entscheidung entnehmen sie bitte dem Aushang“ sagte er freundlich. Hat hier meine gute Charakteristik nachgeholfen? Der Aushang ähnelte einem Zugfahrplan. Viele drängten sich herum. Einige hatten schon Tränen in den Augen. Besonders für die männlichen Anwärter war es eine Existenzfrage. Wer kein Studienplatz ergatterte, wurde bis zu drei Jahren zur Roten Armee eingezogen. Es dauerte eine Nacht und zwei lange Tage, bis auf dem Aushang auch mein Name erschien. Die Freude nahm kein Ende. Ich machte mich sofort auf dem Weg nach Klaipėda. Zu Hause angekommen, gab es eine kleine Feier und die besten Glückwünsche von meiner Mutter und Schwester.

3.0 Studium an der Technischen Hochschule für Lebensmitteltechnologie in Leningrad

Am 1. September 1954 begann für mich das erste Semester. Wie abgemacht traf ich im Zug nach Leningrad meine Mitstreiter für die zukünftige große Karriere. Als Repräsentanten der litauischen Regierung stand jedem von uns ein Platz im Studentenwohnheim (große Rarität) zur Verfügung. Im Heim angekommen, begrüßte uns der Heimleiter sehr freundlich. Er dachte, wir seien die Studenten aus der Tschechoslowakei, auf die er schon längere Zeit wartete und für die er auch bevorzugte Zimmer reserviert hatte. Er wunderte sich nur, wieso wir so gut Russisch sprachen. Als er erfuhr, dass wir „nur“ aus Litauen kamen, war die Sache geritzt. Wir wurden mit anderen Nationalitäten der UdSSR vermischt und bis zu sieben Mann auf ein Zimmer verteilt (um sich schneller zu integrieren, hieß es). In Leningrad angekommen, mussten wir uns sofort bei der Miliz anmelden. Für meine Kumpels war das kein Problem, aber für mich schon. Ich war nämlich staatenlos. Als der Milizoffizier meine Aufenthaltserlaubnis für Ausländer sah, stutzte er etwas und meinte, ohne die Genehmigung der Klaipėdaer Miliz hätte ich den Ort nicht verlassen dürfen. Ob ich im Besitz so einer Genehmigung sei? Ich verneinte das. Er schickte mich zum Načalnik (Vorgesetzten, Chef). Auf die Audienz beim Vorgesetzten musste ich mindesten eine halbe Stunde warten. Inzwischen hatte der Chef sicherlich mit der Miliz in Klaipėda telefoniert und von dort erfahren, wie es um mich stand. Der Chef empfing mich freundlich und meinte, er würde von einem Verfahren absehen, wenn ich jetzt einen sowjetischen Pass annehmen

würde. Weiterhin meinte er, dass ein Staatenloser auf einer sowjetischen Hochschule nichts zu suchen hätte. Die Plätze sind nur den Bürgern der UdSSR und Studenten befreundeter Staaten reserviert. Ich soll morgen mit zwei Passbildern wieder kommen. Ich hatte eine schlaflose Nacht. Ich ging der Reihe nach durch, was mir in meiner jetzigen Lage ein staatenloser Pass wohl bieten könnte? In Verbindung mit einem deutschen Pass wohl eine Menge. Leider besaß ich so einen deutschen Pass nicht und zu diesem Zeitpunkt gab es nicht einmal diplomatische Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Ich hatte doch soviel Energie in das Studium investiert und wollte jetzt auf keinen Fall scheitern?! Und das nur wegen so einem Staatenlosen-Pass?! Am nächsten Morgen habe ich mir einen sowjetischen Pass ausstellen lassen. Zu meiner Überraschung brauchte ich nicht ein Mal einen Antrag zum Erwerb der sowjetischen Staatsangehörigkeit stellen. Ich musste nur den Pass in Empfang nehmen. Jetzt war ich Gleicher unter Gleichen. Anders ging es leider nicht.

3.1 Das Studentenwohnheim

Das Studentenwohnheim war acht Etagen hoch und mindestens vierzig Meter lang. Zu unserem Zimmer gehörte sogar ein Balkon. Im Sommer konnten wir ihn nicht benutzen, weil da laufend Tauben brüteten, und im Winter diente er uns als Kühlschrank. Auf beiden Seiten des Korridors waren Zimmer (von etwa 40 qm Größe) angeordnet, die mit Metallbetten und Nachtschränken versehen waren. Die Sanitärräume befanden sich an einer Seite in der Mitte des Flures. Sie waren reichlich mit Duschen bestückt, aber nur sehr selten gab es warmes Wasser. Bis das warme Wasser kam, musste man eine Menge kaltes Wasser abfließen lassen. Einmal die Woche besuchten wir das Stadtbad mit Sauna. Die aus Metallfedern bestehende Bettunterlage mit der darauf aufgelegten Matratze quietschte, wenn man darauf lag. Ich holte Maschinenöl, schmierte die Federn ein und das Quietschen war weg. Die Prozedur musste regelmäßig wiederholt werden.

Jeder Student hatte das Recht auf ein Stipendium, allerdings nur dann, wenn die Leistungen gut oder sehr gut waren. Bei sehr guten Noten wurde das Stipendium um 25% erhöht. Das Stipendium im ersten Semester lag bei 290 Rubel. Das sagt natürlich nicht viel, wenn man nicht alle Kosten kennt, z.B. ein Friseurbesuch kostete bis zu 10 Rubel. Es kam ein Vorschlag, aus uns sieben Zimmerinsassen eine Kommune zu bilden. Der Eintritt war frei, auch das Verlassen der Kommune problemlos. Die Pflichten waren wie folgt: Jeder Kommunarde legte 80% des Stipendium in einen gemeinsamen Topf. Außerdem wurde jedes Mitglied verpflichtet, einmal die Woche nachmittags bis zu 6 Stunden im Güterbahnhof bzw. Seehafen Waren zu löschen. Das

verdiente Geld konnte jeder für sich behalten, aber die „Geschenke“ sollten der Kommune zur Verfügung gestellt werden. Die „Geschenke“ waren Güter, die uns während des Löschens von den Schultern fielen. Und das waren nicht wenige. Da waren Butterblocks, Erbsen, Marmelade, Konserven aller Art und viele andere Lebensmittel mit stark beschädigter Verpackung. Aus dem Geld im Topf und den „Geschenken“ musste jeder der Reihe nach einen Tag in der Woche die Mitglieder der Kommune verpflegen. Das Beköstigen bestand aus Frühstück und Abendessen (heute würde man das Halbpension nennen). Jeder konnte kreativ werden. Nach dem Abendessen wurden Noten vergeben und das beste Jahresengagement prämiert. Die Prämie habe ich erhalten. Es war eine Flasche Wodka, die wir auch sofort geleert haben. Das Zusammenleben zwischen verschiedenen Nationalitäten war problemlos. In einem Zimmer waren wir vier Russen, ein Jude, ein Este und ich als Litauer. Über alles wurde kräftig gestritten. Politik war tabu! Laufend änderten sich die Wohnkonstellationen. Alte wurden aufgelöst, neue gebildet. Im Laufe von fünf Jahren wohnte ich zusammen mit Studenten aus fast allen Sowjetrepubliken. Nach fünf Semestern zog zu uns ein Lette aus Riga mit einem langen Bett ein. Der junge Mann mit dem Vornamen Valdis war 2 Meter groß, wog um die 110 Kilo und kultivierte griechisch-römisches Ringen als Sportart. Er war im zweiten Semester, studierte täglich bis zu 16 Uhr und dann ging er zwei Mal die Woche für mindestens 3 Stunden zum Training. Das hat ihm noch nicht gereicht. Zu Hause angekommen, schlug er uns vor, zu Dritt gegen ihn anzutreten. Wir räumten in der Mitte des Zimmers einen Ringplatz frei und überlegten unsere Angriffsstrategie. So ein Schwergewichtler hat Beine wie eine deutsche Eiche, die bei dieser Sportart wenig bewegt werden. Die Arme jedoch sind wie bei der Krake und wenn sie zupacken, wird es mulmig. Derjenige an den Beinen hat es etwas leichter, muss nur aufpassen, dass er mit keinem Körperteil unter seinen Fuß kommt. Ist das der Fall, ist man für ein Paar Tage außer Gefecht. Schwer hatten es diejenigen, die mit seinen Armen zu tun hatten, denn er hatte einen schnellen Griff, die Angreifer am Nacken zu packen und die Köpfe der Gegner gegeneinander zu stoßen. Diese Kampfart eins gegen drei hat sich wie ein Lauffeuer im Studentenheim verbreitet. Wir konnten uns kaum vor Nachfrage retten. Um unsere Unkosten (es gab viele verbogene Stühle, ein Paar Nachtschränke gingen auch entzwei) zu decken, haben wir ein Startgeld von 10 Rubel pro Mannschaft (3 Personen) und einen Kasten Bier eingeführt. Selbstverständlich wurde auch unser junger Lette ein paar Mal flachgelegt und musste um Gnade flehen. Valdis und ich haben versucht, Litauisch und Lettisch zu vergleichen und dafür Synonyme zu finden. Das Wort „pakart“ bedeutet auf Lettisch zum Beispiel, einen Mantel aufzuhängen, im Litauischen dagegen

einen Menschen zu strangulieren. Für den Mantel haben die Litauer das Wort „pakabinti“. Wir haben eine Menge solcher Synonyme gefunden und waren der Meinung, dass Lettisch und Litauisch verwandt sind.

Nach sieben Semestern zogen wir vier Litauer und ein Student aus der DDR, Wolfgang Hannasky, zusammen. Jetzt konnten wir auch ohne Angst über Politik reden. Hanno, Koseform von Hannasky, nahm mich öfters zu Landsmannschaftstreffen der DDR-Studenten mit. Das waren Elitestudenten, alles indoktrinierte FDJ Mitglieder, sehr gut aufgelegt und frohen Mutes. Einmal wollte einer seiner Kumpels plötzlich wissen, von wo ich wohl her käme. „Memel, Ostpreußen“ war meine Antwort. „Er kenne so ein Erdfleck nicht“, war die Antwort des Fragers.

Besonders wir Balten waren unter uns befreundet. Man konnte auch etwas Geld verdienen, wenn die Filmemacher der drei baltischen Republiken nach Leningrad kamen, um hier Filme zu drehen. Wir wurden als Statisten engagiert.

3.2 Kolchosen

Zwei Mal während der zehn Semester mussten alle Studenten jeweils im September zur Kartoffelernte. Ein Mal fuhren wir nach Karelien, das andere Mal mit einem Schiff über dem Ladoga-See zu einer Kolchose am Fluss Svyr. Unglaublich, die Kolchose hatte eine Agronomin. Die Genossin war in meinem Alter und hatte ein Studium an einer Fachhochschule für Landwirtschaft abgeschlossen. Sie hat uns in zwei Brigaden aufgeteilt und wollte wissen, ob einer von uns mit einer Sense umgehen könne. Ich war der Fachmann. Eines der Kartoffelfelder lag unter Wasser und konnte nicht mit einer Erntemaschine bearbeitet werden. Die erste Brigade versuchte es mit Spaten, aber das war nicht sinnvoll, denn die meisten Kartoffeln waren schon verfault. Die geballte Kraft der ersten Brigade wurde auf die höher gelegenen Kartoffelfelder verlegt. Die zweite Brigade versuchte das Getreide zu dreschen, aber das war zu feucht eingelagert worden und ließ sich nur bedingt bearbeiten. In den Kolchosen gab es nicht genügend Arbeitskräfte. Was da herumkrabbelte waren lauter alte Leute. Nach dem Frühstück begaben sich diese in die Wälder, um Pilze und Beeren zu sammeln. Wir waren für einen Monat hierher abkommandiert und mussten auch so lange hierbleiben, ob es uns gefiel oder nicht. Das Essen war sehr schlecht. Ehrlich gesagt, es gab nichts. Wir mussten das Essen selbst zusammensuchen und selbst zuzubereiten. Meine frühere Mitgliedschaft in der Kommune und die Wirtschaftslehre bei meiner Mutter haben mir hier sehr geholfen.

3.3 Die Stadt Leningrad

Die von meinen Landsleuten während 900 Tagen und Nächten zerschossene und zerbombte Stadt war bis zum Herbst 1954 von denselben Landsleuten, nur jetzt in Gefangenenkluft, in ihrem früheren Glanz und Gloria wieder errichtet worden. Keine Spuren deuteten mehr auf die schrecklichen Jahre. Es wäre verwegen von mir zu versuchen, ausführlich zu beschreiben, was die Schönheit von Leningrad ausmacht. Sie ist eine Perle des Nordens mit ihren Palästen und Brücken in Verbindung mit den weißen Nächten. Besondere Größe strahlen die Kirchen mit den mystischen Stimmen der Popen aus. Zu Ostern 1955, kaum zwei Jahre nach Stalins Tod, konnte ich lange Reihen von hunderten Gläubigen erleben, die sich vor zwei erst kurz eröffneten Kirchen versammelten, um zu beten. Es waren nicht nur alte Leute, nein auch viele Kinder und Jugendliche! Und dann der Winterpalast mit der Eremitage und der größten Gemäldegalerie der Welt. Und als Ausflugsort, auch für Studenten, die Stadt Puschkin mit dem Katharinenpalast. Wer noch nicht genug hat, fährt in die Stadt der Fontäne Petrodvorez und schaut sich die Samson-Fontäne an, die an den Krieg und Sieg der Russen gegen die Schweden bei Poltava erinnert. Dass alles vergänglich ist, habe ich mit großer Freude 1956 feststellen dürfen, als die mächtigen Denkmäler von Stalin auf Betreiben eines weiteren Diktators Nikita S. Chruschtschow in Leningrad reihenweise entsorgt wurden.

3.4 Das Studium *(die Technischen Hochschulen wurden in der UdSSR Institute genannt)*

Die Vorlesungen begannen früh morgens um 8 Uhr und dauerten täglich 8 Stunden. Das Mittagessen konnte man in der Mensa einnehmen. Das Brot lag auf den Tischen, die Suppe oder etwas anderes musste man selbst bezahlen. Zwei Jahre lang war das Ingenieurstudium an allen technischen Hochschulen fast gleich und man konnte die Hochschulen ohne größere Probleme wechseln. Nach jedem Semester musste man Prüfungen ablegen und eine Reihe von Laborarbeiten sowie Kolloquien erledigen. Wie ich schon erwähnte, war es wegen des Stipendiums wichtig, gute und sehr gute Noten zu erhalten. Bei einem „befriedigend“ oder „ungenügend“ konnte man das Examen mit Erlaubnis des Dekans ein Mal wiederholen.

Ein Forschungsinstitut suchte Assistenten für einen Professor. Auf Empfehlung meines Dekans wurde ich genommen. Die längere Zusammenarbeit mit dem Professor hat bei mir die Liebe zu Forschung und Entwicklung geweckt. Außerdem hat mein Engagement außerhalb des Instituts mein Selbstbewusstsein gestärkt.

Dem Sport blieb ich auch hier treu. Besonders Basketball als Gemeinschafts-

sport zog mich immer in den Bann. Während des ganzen Studiums habe ich in der Institutsmannschaft um Punkte gekämpft. In Leningrad war es auch möglich, Wintersportarten auszuüben. Hier habe ich auch Ski laufen gelernt. An den Staatsfeiertagen wurden verschiedene Leichtathletikveranstaltungen ausgetragen. Es war schon fast eine Pflicht, für das Institut anzutreten.

Der Kriegsunterricht (Vojenoe delo) war Unterrichtsfach an den Akademischen Hochschulen. Wir mussten in der Woche sechs Stunden Strategie und Taktik an einem Sandkasten büffeln und die Bewaffnung der Amerikaner, deren Panzerzahl und Armeegröße uns einprägen. Statt Sommerferien mussten wir jedes Jahr für einen Monat zu einer Fallschirmjänergarnison nach Pskov. Hier war die Hölle los: früh um sechs aufstehen, eine Stunde Frühgymnastik mit Säuberung der Unterkünfte. Die starschina`s (Unterroffiziere) machten uns richtig platt. Wir wurden den ganzen Tag mit 15 kg Gepäck auf den Schultern durch die Felder gejagt. Brach einer zusammen, und das waren einige, musste der noch vegetierende Rest Gasmasken aufsetzen. Und das alles im Hochsommer! Besser waren die Übungen mit der Maschinenpistole liegend und Handfeuer-waffe stehend. Man brauchte hier nicht mit dem schweren Gepäck durch die Gegend trampeln. Wir aßen mit der Truppe zusammen. Traurig sahen die armen Kerle nach nächtlichen Fallschirmsprungübungen aus, wenn sie anschließend zum Essen kamen. Viele auf Krücken, andere mit verbundenen Armen! Zum Frühstück, Mittag und Abend gab es Brei (kaša), Brot und Tee. Schon die Kombination Brot, Brei und Tee lassen einem die Haare zu Berge stehen. Am Wochenende gab es zusätzlich unappetitlichen Fisch. Nach 10 Semestern wurden diese Qualen mit einem Offizierspatent der Reserve belohnt.

Ohne wenn und aber mussten wir den Gedanken der Gründer des Sowjetstaates nachkommen. Wir waren verpflichtet, viel Zeit und Energie in die Grundlagen des Marxismus-Leninismus, der politischen Ökonomie und des dialektischen und historischen Materialismus zu investieren. Da die Inhalte der Pseudowissenschaft nur schwer zu ergründen waren, hing die Examensnote sehr stark vom Wohlwollen des Professors ab.

Im Sommer des Jahre 1957 führte die Garnison in Pskov Manöver aus, so dass wir dort nicht hinfahren konnten. Wir mussten auf eine Garnison in Estland ausweichen. Diese Garnison hatte eine Militärmusikkapelle und der Leiter des Estradnij Orchester (Bühnenorchester, so wollte der Maestro das genannt wissen) war ein Georgier. An einem Sonntag sollte das Orchester in einem Park ein Konzert ausrichten. Ich wurde gefragt, ob ich zusammen mit meinen litauischen Kameraden dem estnischen Brudervolk etwas in litauischer Sprache

vorsingen möchte. Selbstverständlich wollten wir das! Zusammen mit Vilius Stuina (er hatte eine sehr schöne Stimme) haben wir zwei litauische Volkslieder im Duett aufgelegt. Begleitet wurden wir von einem Akkordeonisten des Estradnij Orchester. Es war ein großer Erfolg! Die Esten wollten uns gar nicht von der Bühne lassen, vielleicht auch nur, weil wir litauisch gesungen haben? Die Texte der Lieder musste ich allerdings sinngemäß ins Russische übersetzen und dem Kommandeur vorlegen.

Die Studenten mit den größten Problemen stammten oft aus dem moslemisch geprägten asiatischen Raum, allerdings nicht die Russen aus diesen Ländern, denn diese besuchten dort die russischen Schulen. Nach den ersten zwei Semestern waren die meisten von diesen Kommilitonen verschwunden, exmatrikuliert.

3.5 Ferien

Wir, frühere Abiturienten der Kristijonas-Donelaitis-Mittelschule und jetzt Studenten und Reserveoffiziersanwärter mit einem verkürzten Sommerurlaub von ungefähr einem Monat, trafen uns jedes Jahr im Monat August in Sandkrug an der Kurischen Nehrung. Wir waren über zwanzig Jahre alt, sportlich fit und einigermaßen aufgeklärt. Wir stritten und diskutierten über alles Mögliche, auch über das Jahr 2000. Dann wären wir im Durchschnitt 65 Jahre alt. Wie wird die Welt dann wohl aussehen? Wird es genügend Brot geben, Schuhe, vielleicht ein Fahrrad, wenn einer eins haben will? Wo werden wir wohnen, wenn wir mit dem Studium fertig und verheiratet sind? Keiner von uns hat die Existenz der Sowjetunion in Frage gestellt. Wir hatten aufgegeben zu glauben, dass jemand sich bemühen wird, uns zur Freiheit zu verhelfen. Diesbezüglich hatten wir keine Illusionen mehr!

Ich habe hier viel über Ängste, sogar über die permanente Angst gesprochen. Die Angst war aus unserem Leben und wie man sieht auch aus dem des Staates nicht wegzudenken. Klaipėda hatte einen Segelbootklub. Viele wollten hier einen Segelbootschein erwerben. Sofort wurde einem die Absicht unterstellt, mit dem Boot über das Meer nach Schweden zu fliehen. 1954 hatte ich meine Schulfreundin Vanda Palilekaitė in der 11 Klasse der Mittelschule kennengelernt. Immer noch vom Schmerz gezeichnet hat sie mir über die tragischen Ereignisse, die ihrem Bruder vor vier Jahren zugestoßen waren, erzählt. Ihr Bruder Vilius war Sportler und Ruderer in einem Vierer mit Steuermann. Zum Training trafen sie sich am Kurischen Haff. Eines Tages Ende August 1950 kamen sie vom Training nicht mehr zurück. Fünf Tage später wurde ihr Bruder im Boot am Strand erschlagen aufgefunden. Tage später wurden auch seine vier Freunde tot -ebenfalls unter Einwirkung von Gewalt - am Strand

angespült. Es wurde nie aufgeklärt, was da vorgefallen war. Auch die „Gewaltseinwirkung“ wurde von keiner Seite näher präzisiert. Die Eltern durften ihre toten Söhne nicht sehen. Sie konnten nur noch die von den Staatssicherheitsorganen verschlossenen Särge in Empfang nehmen und beerdigen. Die Jugendlichen waren erst achtzehn Jahre alt. Warum mussten die jungen Leute so früh sterben?

Im Sommer wurden die Sandstrände vor Einbruch der Dunkelheit gesperrt. Nach dem Absperren wurden die Strände von den Grenzsoldaten mit Traktoren, an denen Stahlnetze bzw. Eggen befestigt waren, abgezogen. Vor der Freigabe der Strände früh morgens wurden sie von den Grenzern kontrolliert und auf verdächtige Spuren untersucht. Die krankhafte Furcht vor der Anlandung westlicher Spione bzw. vor einer Flucht der Sowjetbürger trieb seltsame Blüten. Was für ein Aufwand für ein verängstigtes Land, das seine Bevölkerung nicht einmal mit Brot versorgen konnte!

3.6 Diplom

Nach neuneinhalb Semestern harter Arbeit und Entbehrungen kam die Zeit, die Diplomarbeit einzureichen. Die meisten Studenten meiner Fakultät blieben in Leningrad. Ich wollte raus, hatte das Glück und konnte meine Diplomarbeit in Kirov, ca. 1000 km östlich von Moskau, beginnen. Schon die Fahrt mit dem Zug dahin war ein Erlebnis. Stundenlang fährt man ohne anzuhalten durch schneebedeckte Wälder. Das Thema meiner Diplomarbeit war: „Errichtung einer vollautomatisch arbeitenden Brotfabrik“. In der heutigen Computerzeit ist das kein großes Thema. Damals schon! In der Stadt Kirov habe ich mich in den Monaten Dezember und Januar aufgehalten. Die Stadt lag unter einer Schneedecke, die Temperaturen im Durchschnitt um die minus 40°C. Mit einer Mappe voll verschiedener Bestimmungen und Instruktionen kam ich nach Leningrad zurück. Nach weiteren vier Monaten umfangreicher Arbeit und Unterstützung durch Tutorien mehrerer Forschungsanstalten habe ich die Diplomarbeit mit Erfolg abgeschlossen und das Examen mit sehr gut bestanden. Einen Teil der Diplomarbeit habe ich in Absprache mit dem Dekan auf Deutsch verfasst. Das war ein Novum in der Geschichte des Instituts.

Ich war nun Diplomingenieur, Reserveoffizier der Roten Armee, kundig in drei Sprachen und gehörte zum Nationalkader der Litauischen Volkswirtschaft! Ich war eher bescheiden und nie ohne Angst, einmal schon durch meine Vergangenheit und zweitens vor dem, was da auf mich einzustürzen drohte.

4.0 Ministerium für die Lebensmittelindustrie der LSSR

Absolventen der Hochschulen hatten keine freie Arbeitsplatzwahl. Sie wurden dorthin geschickt, wo das Land sie brauchte. Wir drei Genossen (einer von

uns war seiner russischen Frau nach Kasachstan gefolgt) und eine Genossin wurden vom Ministerium zurückgeholt. Mit gemischten Gefühlen traten wir im August des Jahres 1959 vor die Genossen des Ministeriums. Seit eineinhalb Jahren lief mein Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland und war schon ein paar Mal negativ beschieden worden.

Zuerst wurden wir alle zusammen bei einem Glas Sekt herzlich willkommen geheißen. Nach einem kurzen Plausch wurden wir einzeln zu Gesprächen gebeten, die nun unsere Zukunft bestimmen sollten. Ich war als erster dran. Meine Gesprächspartner waren der Kaderchef des Ministeriums und der stellvertretende Minister. So viel Ehre für einen Auswanderer!?! Ich fühlte mich unwohl und hatte das erste Mal ein schlechtes Gewissen. Meine Gesprächspartner waren sehr freundlich und zeigten mir auf, was sie mit mir vorhatten. Das war eine Menge. Aber mein Beschluss stand fest, daran gab nichts mehr zu rütteln. Ich bedankte mich auf das Herzlichste und teilte ihnen mit, dass ich ein Deutscher sei und die Absicht habe, nach Deutschland zurückzukehren, was der gerade abgeschlossene Vertrag zwischen Deutschland und der UdSSR mir garantiert. Das schlug, wie von mir erwartet, wie eine Bombe ein. Wie in solchen Fällen üblich, sagte man mir, ich soll nichts überstürzen und es mir doch gründlich überlegen usw. Nach einer Woche fand ein weiteres Gespräch statt. Es verlief in wesentlich kühlerer Atmosphäre, was mir auch viel lieber war: „Nein, ich habe meine Meinung nicht geändert, möchte auch keine verantwortungsvolle Aufgabe übernehmen! Wenn sie mir einen kleinen Gefallen tun wollen, geben sie mir bitte eine Aufgabe nicht weit von Klaipėda entfernt“. Was für ein Wunder! Ich sollte meine Tätigkeit am 1. September 1959 als Werksleiter der Backwarenfabrik in dem schönsten Kurort des Landes, in Palanga, nur 25 km von Klaipėda entfernt, beginnen. Dachten sie immer noch, ich würde einknicken?

4.1 Werksleiter

Die Arbeit machte mir Spaß, aber sie füllte mich nicht aus. Ich wusste auch, dass es irgendwann zu einem Krach kommen würde. Sehr viele von mir eingestellte Mitarbeiter waren Deportierte aus Sibirien. Ich war nicht in der Kommunistischen Partei und habe auch nicht zugelassen, dass eine KP-Zelle im Werk entsteht. In einem sozialistischen Staat, wo die Produktionsmittel verstaatlicht und die Wirtschaftsprozesse einer staatlichen Planung und Lenkung unterworfen sind, hat der Werksleiter nicht viel zuzusagen. Die Kommunistische Partei ist die führende Kraft im Staate und wenn sie im Werk etabliert ist, dann hat sie ein Mitspracherecht in allen Belangen. Es gibt kein Entrinnen mehr, die Partei hat immer Recht und es ist unmöglich, ohne

Zustimmung der Partei im Werk irgendetwas durchzusetzen. Außerdem ist die Partei ein verlängerter Arm der Stadtexekutive und versucht immer, die Beschlüsse der Exekutive im Werk durchzudrücken, wie dumm sie auch sein mögen. Ein sozialistischer Staat hat keine Arbeitslosen und dementsprechend auch kein Arbeitsamt. Das Arbeitslosenproblem wird im Exekutivkomitee der Stadt verwaltet und die Arbeitslosen werden peu a peu auf die Betriebe der Stadt bzw. der Gemeinde verteilt. Man muss sie unterbringen, ob man will oder nicht. Der Werksleiter muss hier aufpassen, dass sie nicht irgendwann sich gegenseitig auf die Füße treten. Die Produktivität ist somit niedrig, dementsprechend sind auch die Gehälter auf einem sehr niedrigen Niveau. Da die Preise für Gebrauchsgüter festgeschrieben waren, gab es auch keine Gehaltserhöhungen. Alle Grundnahrungsmittel wurden subventioniert. Ohne Subventionen wären die Menschen nicht über die Runden gekommen, z. B. ein Kilogramm Brot kostete 20 Kopeken, ein Kilogramm Mehl 1 Rubel. Die Kolchosarbeiter haben ihre Schweine und Geflügel mit dem subventionierten Brot gefüttert.

Ich habe es den Häschern nicht leicht gemacht, meiner habhaft zu werden. Ungewollt war ich ihnen stets einen Schritte im Voraus. Am 12. April 1961 war Jurij Gagarin in den Kosmos vorgestoßen und hatte als erster Mensch die Erde umrundet. Monatelang wurden Fanfaren geblasen, bis auch der letzte gehört und begriffen hatte, dass dieser Sieg größer als ein Paar neue Schuhe war. Es nahte der 7. November, der Tag der Oktoberrevolution. Um das würdig zu feiern und unsere schöne Brotfabrikfassade kunstvoll zu schmücken, hatte ich eine Idee. Dem aus Sibirien heimgekehrten Meister für Technik, Genosse Antanas Galinskas, erläuterte ich dies wie folgt: „Lass uns einen sich um die eigene Achse drehenden Globus von ca. einem Meter Durchmesser bauen, um den die Gagarinrakete kreist, Beleuchtung inbegriffen!“ „Kein Problem“, war die Antwort! Und in der Tat, eine Woche vor dem 7. November war das Schmuckstück angebracht und funktionierte tadellos. Nicht nur eine Menge Bewunderer aus Palanga, nein, es kamen auch auf Geheiß von Oben eine Reihe Manager von Backbetrieben von außerhalb, um zu sehen, was der Preuße hier so treibt. Eine Woche nach dem 7. Oktober wurde das Kunststück abgebaut. Genosse Galinskas wollte mir was zeigen. Er machte die Rakete auf und nahm eine litauische Fahne heraus. Kindisch? Von wegen! Von einem Mann, der schon einmal zehn Jahre in Kalyma in Sibirien in dem grausamsten GULAG verbracht hatte!

Nach dem Krieg war die Stadt Palanga ein ziemlich abgeriegelter Ort mit vielen Sanatorien, in denen nach den Berichten der Einheimischen auch die

ZK-Mitglieder aus Moskau ihre angeschlagene Gesundheit in Einklang mit dem Geist und ins Gleichgewicht bringen wollten. Die Behörden hatten daher beschlossen, die Stadt etwas aufzupäppeln. Es wurden Grundstücke auf Mietrechtbasis angeboten, und erlaubt, darauf kleine Einfamilienhäuser zu bauen. Jedoch gab es leider kein Zement und auch keine Baustoffe zu kaufen. Aber die Raffinierten hatten eine Lücke entdeckt und die Baustoffe „schwarz“ ohne Rechnung (gestohlene Waren von großen Bauobjekten) erworben. Einige Jahre ging es gut, dann aber wollte die Finanzbehörde die Rechnungen für die verbaute Baustoffe sehen. Eine Reihe Eigentümer mussten daran glauben, ihr Eigentum wurde konfisziert. Das Makabre an der Geschichte war, dass sie als enteignete Eigentümer nicht mal als Mieter darin wohnen bleiben durften. Einer von denen war mein Mitarbeiter, der sein Eigenheim unter Auflagen gerade noch retten konnte. Er hatte auch einen schönen Garten. Aus diesem Grund habe ich ihn zum Leiter meines folgenden Projektes, auf freiwilliger Basis selbstverständlich, auserkoren. Den Herbst 1962 hatte ich als Herbst des Apfelbaumes proklamiert. Das große, umzäunte, immer noch mit Bauschutt verseuchte Fabrikgelände sollte zum Garten Eden werden. Von einer Baumschule ließ ich um die 20 Apfelbäume, mehrere Johannisbeer- und andere Sträucher schicken und rief einen Subotnik (unentgeltlicher Arbeitssamstag) aus. Zum Subotnik kamen mehr, als wir überhaupt brauchten, sogar die Nachtschichtarbeiter. Mein Projektleiter hat das wunderbar hinbekommen. Es war ein wunderbarer Samstag, der vielen in schöner Erinnerung geblieben ist. Nach der Wende konnte ich zum 50. Jubiläumstag der Fabrik auf Einladung der damaligen Werksleiterin Nijolė Fultinavičienė das Werk besuchen. Einer kam auf mich zu und meinte: „In diesem Jahr war die Apfelernte sehr gut. Die Bäume spürten, dass sie kommen werden“. Ein schönes Glücksgefühl.

Die Jahre 1961 und 1962 waren ebenfalls von Bedeutung. Wir haben Brotsorten hergestellt, die verschiedene Namen trugen. Es gab auch ein Brot mit dem Namen Klaipēda. Ich dachte mir, dass es doch gar nicht verkehrt wäre, ein besonderes Brot zu kreieren, das den schönen Namen Palanga trägt. Die Idee besprach ich mit meinen Fachkräften und erläuterte, welche Eigenschaften das Brot haben muss. In keinem Fall darf es im Geschmack, Aussehen und Zutaten einem Brot ähnlich sein, das wir im Programm hatten oder aus der Literatur kannten. Da wir keine Entwicklungsabteilung hatten, musste alles neben laufende Arbeit geschehen. Viele haben sich positiv mit Vorschlägen und unentgeltlicher Arbeit eingebracht. Nach einem Dreivierteljahr haben wir das „Palanga-Brot“ mit großem Erfolg auf dem Markt gebracht. Viele Back-

betriebe in Litauen übernahmen die Rezeptur und die Herstellungsart. In staatlichen Betrieben gab es keine Geheimnisse. Alles konnte unentgeltlich von anderen Betrieben übernommen werden.

Um die erworbenen Reserveoffizierserkenntnisse zu festigen und zu erweitern, musste jeder Akademiker alle drei Jahre ein Mal zu Manövern einrücken. Mein Marschbefehl kam Mitte 1962 (das genaue Datum weiß ich nicht mehr aber es war sehr warm). Ich musste mich um acht Uhr in Kretinga im Kriegskommissariat melden. Dem wachhabenden Offizier trug ich meinen Wunsch, nicht zu dienen, vor. Nach einer Weile musste ich bei dem Gebietskommandierenden vortreten. Noch bevor ich ein Wort sagen konnte, fing er an, mich im Kasernenton auf Russisch nieder zu machen. Seine beste Tirade war: "Solltest Du die UdSSR verlassen, was ich nicht glaube, werde ich dich dort finden und an einem Laternenmast aufhängen. Früher oder später werden wir dort sein." Ich durfte erst als letzter am Spätnachmittag nach Hause gehen!

5.0 Die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland

Es dauerte sehr lange, bis wir erfuhren, dass der Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland, Adenauer, nach Moskau kam, um über seine Landsleute zu verhandeln. Schließlich wurde vereinbart, dass alle, die die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, das Recht bekommen, die Sowjetunion zu verlassen. Nach Kenntnisnahme dieser Vereinbarung hatte ich gemeinsam mit meiner Mutter und Schwester Anfang 1958 in Klaipėda sofort einen Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik gestellt.

Alle, die ich kannte, haben mich für verrückt gehalten, einem Traum nachzugehen, der mit hoher Wahrscheinlichkeit nie in Erfüllung gehen würde. Und wenn ja, was erwartet dich in Deutschland, du sprichst nicht mal richtig deutsch. Was wird aus deinem Beruf? Es waren keine wirtschaftlichen Gründe, das ist sicher. Im Nachhinein denke ich, dass die Gründe doch politischer und emotionaler Natur waren. Ich wusste genau, dass es ein langer, kräftezehrender Weg sein würde. Aber gerade jetzt, wo alle Brücken abgebrochen waren, fühlte ich mich besser und wollte den Weg gehen.

Das Glück blieb mir hold. 1959 lernte ich eine Deutsche aus dem Memelland kennen, die vor einem Jahr aus einer zehnjährigen Verbannung in Sibirien zurückgekehrt war. Es war Liebe auf dem ersten Blick. In Dezember 1960 heirateten wir. Der Ausreiseantrag wurde erweitert auf Erika Tenikaitienė geb. Rimkus, geboren 1940 in Memel. 1963 ist unsere Tochter Manuela geboren. Auch auf sie wurde der Ausreiseantrag erweitert. Die Heirat mit einer Gleichgesinnten war von tragender Bedeutung. Mit ihr war es wesentlich leichter, die

enormen mit der Ausreise verbundenen Schwierigkeiten zu meistern.

Meine Strategie war, soviel wie möglich Druck auf alle auszuüben, die meiner Meinung nach auf meine Ausreisegenehmigung Einfluss haben könnten. Ab sofort hatte ich angefangen, die Beschwerdebriefe zu nummerieren. Auch die sowjetische „Judikative“ habe ich nicht ungeschoren gelassen. Mit Hilfe eines Rechtsanwalts versuchte ich, zunächst ohne Erfolg, die Grenze zur Bundesrepublik einzureißen.

Ich versuchte auch, in die Botschaft der Bundesrepublik in Moskau vorzudringen. Leider wurde ich von der Miliz abgefangen, in einem PKW gesetzt und etwa eine Stunde lang durch Moskau chauffiert, bis wir vor einem großen Gebäude standen und ich aussteigen musste. Ich kam in einen langen Flur, musste mich auf eine Bank neben einem Milizionär setzen und warten. Anschließend wurde ich verhört. Immer wieder: Wieso, weshalb, warum? Meinen Vorschlag, die Bundesrepublik an den Studienkosten zu beteiligen, lehnte man ab: „Wir sind ja keine Menschenhändler“. Ich konnte gehen. Ich musste eine ganze Weile mit der U-Bahn fahren, bis ich wieder meine Unterkunft erreichte.

5.1 Meine Eltern und meine Schwiegereltern

1963 konnte endlich meine Mutter Litauen verlassen. Das war ein großes Plus für mich und meine Schwester, die mit ihrer Familie einen ähnlichen Kampf führte. Angekommen in Deutschland hat meine Mutter mich und meine Schwester beim Deutschen Roten Kreuz angemeldet. Ab dann erhielten wir zu Weihnachten in Deutschland verzollte Geschenkpakete. Pakete aus dem Westen waren für die regierenden Kommunisten ein Dorn im Auge. Auf Antrag meiner Mutter hat das Deutsche Rote Kreuz auch den Vater meiner Frau, Walter Rimkus, geb. in Memel, ausfindig gemacht. Er lebte in Melbourne, wo er nach der englischen Kriegsgefangenschaft hingezogen war. Es kam ein an meine Frau gerichteter Brief von ihm, in dem er ihr mitteilte, dass es ihm gut gehe und dass er wieder geheiratet hätte. Ich habe ihn angeschrieben und gebeten, uns bei der Ausreise zu helfen. Das war wohl zu viel verlangt! Er meldete sich nicht mehr wieder. Meine Schwiegermutter, Else Rimkus, geb. Klimkeit aus Dwielen, Memelland, konnte ich, bedingt durch ihre Verschleppung nach Sibirien und der Deportation in die Ukraine danach, nur kurz kennen lernen.

Ein Drittel aller Kinder, die zwischen 1933 und 1945 geboren wurden, wuchsen kriegsbedingt ohne Väter auf. Ich litt sehr stark, ohne Vater aufwachsen zu müssen. Mit dreizehn, vierzehn, fünfzehn war ich einfach physisch und psychisch überfordert, die vielen Aufgaben erfüllen zu müssen, die

eigentlich die meines Vaters waren, z. B. Tiere zu versorgen und zu schlachten, mit der Sense Gras zu mähen und es zu Heu zu verarbeiten, Holz für den Ofen zu schlagen und bewusst die Verantwortung als Beschützer der Familie, besonders der Schwester, zu übernehmen. Mein Pflichtbewusstsein war für mein Alter stark übertrieben, und die Angst, inadäquat zu handeln, belastete mich stark. Ohne Vater aufzuwachsen bedeutet, dass man immer ärmer ist, nicht nur materiell, sondern auch geistig. Über Jahre hinweg bleibt dir eine Auskunftquelle verschlossen! Es erfüllte mich damals eine starke Sehnsucht, den fehlenden Vater bewusst zu erleben und auch, dass er mir ein Stück Verantwortung abnimmt. Warum hat er nicht nach uns gesucht!? Ich war sehr enttäuscht und deprimiert, dass die Welt so ungerecht geschaffen war. Auf der einen Seite meine Mutter, die sich fast umbringt, um uns am Leben zu erhalten, auf der anderen Seite mein Vater, genauso wie mein Schwiegervater, als ob sie mit der Sache nichts zu tun hätten! Der Krieg hatte sie beide verschont. Beide waren am Leben, aber weder wollten sie mit uns leben, noch sich um uns kümmern. Der traurigste Satz, aus meiner vaterlosen Zeit war der von meinen Freunden: „...habe keine Zeit, ich muss mit meinem Vater...“ Dennoch bewundere ich und bin dankbar für den Mut und die Weitsicht meiner Eltern, dass sie im Jahre 1941 eine so bedeutsame Entscheidung getroffen hatten, die das Leben meiner Familie über so eine lange Zeitperiode so grundsätzlich und so positiv veränderte. Meine Mutter ist in Hamburg, mein Vater in Kanada, meine Schwiegermutter in der Ukraine und mein Schwiegervater in Australien beigesetzt.

5.2 Hetzpublikation in der litauischen Presse

Anfang März 1965 besuchte mich ein Korrespondent der Partei- und Regierungszeitung „Tiesa“ („Wahrheit“) und schon am 13. März 1965 erschien dort sein Artikel über mich unter dem Titel „Parašykite, kad aš niekšas...“ („Schreiben sie, dass ich ein Schuft bin“). Hier die Übersetzung des Artikels in Auszügen:

„Die Arbeiter der Brotfabrik versammelten sich, um ihre sozialistischen Verpflichtungen zu überprüfen. Es wurde beschlossen, diese zu erhöhen. J. Tenikaitis lächelte spöttisch über ihre gute Initiative. Ziemlich lange war J. Tenikaitis Leiter der Brotfabrik. Er arbeitete nicht besonders gut, verletzte die Prinzipien der Kaderwahl, ignorierte die öffentlichen Organisationen. Deshalb hat das Brotkombinat in Klaipėda J. Tenikaitis seines Amtes enthoben und ihn zum technischen Leiter bestellt.

Es gab auch noch einen anderen Grund, weshalb J. Tenikaitis nicht Leiter der Brotfabrik bleiben durfte. Der Leiter des Brotkombinats in Klaipėda, Rosickas,

erinnert sich: *“Ein Mal sagte Tenikaitis während einer Unterhaltung: „Was wird mir in der Sowjetunion geboten? Bestenfalls werde ich Hauptingenieur der Backwarenindustrie Litauens und verdiene 160 Rubel, das ist alles. Wäre ich im Ausland, hätte ich alle Möglichkeiten mich zu entfalten.“ Ich dachte, dass der Junge aus Dummheit Unsinn redet.“ Die Bemerkung des Direktors des Brotkombinats, dass Tenikaitis den Westen vergöttert, half den Vorhang zu lüften und das wahre Gesicht des J. T. zu erkennen. Nach Palanga führte mich ein Brief von Juozas Tenikaitis, es war sein 195. der Serie nach. In das Zimmer des Brotfabrikdirektors trat noch ein junger Mann ein. Bevor ich ihn begrüßen und ihm sagen konnte, dass ich aus der Redaktion der Zeitung „Tiesa“ wegen seines Briefes komme, begann J. Tenikaitis mit zorngefüllten Worten zu reden: *“Sie können schreiben, dass ich ein Schuft bin, sie können mich einen Hund nennen! Schreiben sie, dass ich dem Sowjetvolk, der Sowjetregierung für mein Studium, für die Wohnung und für die Arbeit schuldig bin. Schreiben sie, was sie wollen“**

*Woher kommt das alles? Juozas Tenikaitis hält sich für einen Bürger von Westdeutschland, ungeachtet dessen, dass er in Pamituvis nicht weit von Jurbarkas geboren und aufgewachsen ist. Er erhielt, wie alle anderen Sowjetbürger auch, einen Pass. Strebte nach kostenloser Bildung, absolvierte das Gymnasium und studierte auf der Technischen Hochschule in Leningrad Lebensmitteltechnologie. Er war Komsomolze, Sportler. Nach Abschluss des Studiums bekam J. Tenikaitis als Spezialist eine Stellung als Direktor der Brotfabrik in Palanga. Damals herrschte dort große Wohnungsnot. Die Menschen lebten in schweren Verhältnissen. Dem jungen Spezialisten wurde eine moderne Zweizimmerwohnung in einem Neubau zugewiesen. Wie antwortete J. Tenikaitis auf die Fürsorge des Volkes? Er warf das Komsomolzbüchlein von sich. Den zerknüllten Sowjetpass schickte er der Miliz zu und sagte, er wolle nicht Sowjetbürger sein. Er bestellte einen Rechtsanwalt. Vor Gericht benahm er sich frech, demonstrativ und herausfordernd: *„Den Sowjetpass brauche ich nicht!“* Millionen von Jungen und Mädchen des Sowjetlandes warten ungeduldig auf den Tag, an dem ihnen das graue Büchlein ausgehändigt und zur Erlangung des ehrenvollen Namens eines Sowjetbürgers gratuliert wird. Und Tenikaitis wollte es nicht. Ich fragte ihn direkt: *“Was zieht sie so nach Westdeutschland?“* – *„Dort ist mein Vater“*. Bis dahin lebte der Vater von Tenikaitis in Kanada. Wenn es ihm dort schlecht geht, kann der Sohn ihn zu sich nehmen. Doch Juozas geht es gut, ihm fehlt es an nichts. Warum kann das Alterchen nicht ins Land seiner Väter zurückkehren? Nicht da liegt der Hund begraben. Nicht die Liebe zu den Eltern zieht*

Tenikaitis in den Westen. Ihn zieht die kapitalistische Lebensart an. Ich denke nicht daran, mit Tenikaitis zu streiten oder mit ihm in der Zeitung zu diskutieren. Solche Tenikaitis gibt es nur Einzelne. In meiner langjährigen Journalistentätigkeit traf ich nur Einen und sie sind uns so gefährlich wie einem Elefanten das Bellen eines Hundes. Bedeutet das aber, dass wir die Herausforderungen solcher Tenikaitis dulden sollen? Wenn sich solche wie Tenikaitis finden, muss man sich einen Gegenschlag ausdenken, mit ihnen kämpfen und sie nicht wie eine archäologische Ausgrabung oder wie ein Museumsexponat betrachten ... Bisher beaufsichtigte J. Tenikaitis das Brotbacken nicht sehr gut. Darf man ihm diese Arbeit anvertrauen? Er will in den Westen! Wozu soll man ihn dorthin lassen. Dazu, dass er die Revanchisten oder Amerikas Agentenreihen auffüllt? Sind nicht genug Verräter dort? Er ist nicht nur ein Mitläufer der Bourgeoisie, sondern ein aggressiver Mitläufer. Er verachtet das Land, das ihn erzog und das ihm die Ausbildung gab. Er ist ein Abtrünniger. Lohnt es sich, einen Abtrünnigen zu unseren Feinden zu schicken.“ Unterschrift: März 1965 , V. Miniotas, Korrespondent der „Tiesa“.

Hier zählt der Korrespondent auf, wie viele Organisationen und Personen bei meiner Erziehung versagt hätten. Wieviel sie an mir falsch gemacht hätten, dass ich so wurde, wie ich bin: Ein normaler Mensch. Es stellt sich unweigerlich die Frage, was für ein Monster ich geworden wäre, wenn die oben aufgeführten „Erzieher“ an mir nichts falsch gemacht hätten!?

Nach Erscheinen dieses Artikels wurde ich meiner Aufgaben enthoben. Um uns am Leben zu erhalten, musste meine Frau jetzt mit ihrem Wissen und Können in die Bresche springen. Als diplomierte kaufmännische Angestellte nahm sie eine Arbeit als Revisorin in der Handelsverwaltung der Stadt auf.

5.3 Erteilung des Ausreisevisum und Abschiedsnahme

Der Journalist schilderte meinen Lebenslauf und meine Anstrengungen, Litauen zu verlassen, aus seiner Sicht, seiner Liebe zur Partei und dem Sowjetstaat. Aus dem Artikel entnahm ich, dass die Staatssicherheitsbehörde die Briefe meines Vaters geöffnet und gelesen hatte. Bis zum Erscheinen des Artikels wusste ich selbst nicht, dass mein Vater in Kanada lebt. Dieser Artikel aus „Tiesa“ wurde in der litauischen Exilpresse in Kanada und in anderen westlichen Ländern kommentiert. Mein Vater hat daraus richtig entnommen, dass es hier um seinen Sohn ging und in einem Brief empfahl er mir, in Litauen zu bleiben (Werksleiter! Oh, oh, oh, war wohl sein Gedanke) und dass er eventuell auch nach Litauen zurückkehren würde.

Nach diesem Artikel war es mir klar: Entweder sie sperren mich ein oder lassen mich laufen. Mich einzusperren wäre dumm, denn ich hatte einen deutschen

Reisepass, leider noch ohne Ausreisevisum, war jedoch in der Botschaft registriert. Und in der Tat, genau nach einem Jahr im März 1966 wurde mir das Ausreisevisum ausgehändigt. Im Laufe eines Monats sollte ich die UdSSR verlassen. Meiner Frau und meiner Tochter wurde kein Visum erteilt. Ich habe das als eine weitere Schikane gesehen. Wir waren einig, dass ich alleine die UdSSR verlasse, wenn nicht rechtzeitig ein Visum für meine Frau und Tochter kommen sollte. Ich war der Meinung, dass ich vom Ausland aus mehr Möglichkeiten hätte, auf die Sowjetregierung Einfluss zu nehmen. Doch zwei Wochen vor Ablauf meines Visums erhielten auch meine Frau und meine Tochter ihre Ausreisepapiere.

Eine große Abschiedsfeier der Werksangehörigen fand statt. Viele weinten. Ich hatte nicht gewusst, dass ich so beliebt bei der Belegschaft war. Es wurde auf eine bessere Zukunft angestoßen.

Wir wählten den Zug Moskau-Paris. Eigentlich gab es auch keinen anderen. Die Mutter meiner Frau war zehn Jahre lang in Sibirien verschleppt gewesen. Sie konnte 1958 Sibirien verlassen, erhielt aber kein Recht, nach Memel zurückzukehren. Sie fand eine Bleibe in der Ukraine. Nun kam sie aus der Ukraine nach Moskau. Sie wollte das erste Mal die Enkelin in die Arme nehmen und sich von uns und wir uns von ihr bei einem Abendessen in Würde verabschieden. Da unser Zug erst am nächsten Tag fuhr, mussten wir in Moskau übernachten. Wir schauten uns nach einem Hotel um. Das erste wollte uns nicht haben, da wir keine Bürger der UdSSR mehr waren. Wir sollten es in einem Hotel für Ausländer versuchen. Mit einem Taxi nichts wie dahin. Nein, die wollten uns auch nicht, da wir doch keine richtige Ausländer waren, abgewetzt und ohne Valuta. Uns fehlten auch die richtigen Papiere. Wir hatten zwar die Ausreisevisa, aber nicht die passenden Ausweise dazu. Der einzige Strohalm war die Botschaft. Die Miliz gestattete uns den Eintritt. Jedoch musste meine Schwiegermutter, Bürgerin der UdSSR, draußen bleiben. Sie fand eine Bleibe im Hotel und wir in der Botschaft. Zum Abschiedskuss trafen wir uns am nächsten Morgen auf dem Bahnsteig. Es war schon eine sehr merkwürdige und traurige Verabschiedung. Ohne gemeinsames, ungezwungenes Beisammensein, ohne Mutzuspruch! Nach der Wende konnten wir auf ihr Grab in der Ukraine nur noch einen Kranz niederlegen!

5.4 Good bye, du hoffnungsloses Sowjetland

Der Zug fuhr los. Auf diesen Moment hatte ich acht lange Jahre warten müssen. Immer noch keine Aufhellung der Gemütslage bei mir. Es war nicht erlaubt, Geld mitzunehmen, und auch Schmuck nur in stark begrenzter Menge. Alles, was ich in sechs Jahren als Werksleiter erwirtschaftet hatte, fand Platz in

zwei Koffern. Auch die wurden in Brest gründlich durchwühlt. In Ostberlin alle 20 Meter ein Polizeibeamter. Keiner wollte hier aussteigen und keinem wurde es erlaubt, hier einzusteigen. Ohne Frage, zu dieser Situation passte das Lied von Elton John wie Faust aufs Auge: „O, Nikita, es ist kalt...“.

Endlich Westberlin! Bahnhof Zoo. Das erste Mal im meinem Leben bin ich im Westen. In einem Land, von dem ich so lange geträumt hatte. Gott erbarme: laut, schnell, bunt und viel zu viel von Allem! Im Buchladenschaufenster A. Hitlers „Mein Kampf“ neben V. I. Lenins Gesammelten Werken!!! Natürlich, ein Klobesuch blieb nicht aus. Bis jetzt hatte ich das noch nie bezahlen müssen. Und jetzt von meinem wenigen Taschengeld? Wie leicht fiel mir aber das Bezahlen, als ich den Spruch las: „Leben und leben lassen!“

Am nächsten Morgen ging es in Richtung Friedland. Der Zug war gut besetzt. Sehr viele Kinder. Es war sehr laut. Aber kaum verließen wir Westberlin, kehrte im Zugabteil eine Grabesstille ein. Wie war das nur möglich? Es waren Bürger der Bundesrepublik. Dass ich Angst hatte, ist verständlich, aber die Bürger der Bundesrepublik? Helmstedt. Wieder Bewegung und Lachen im Zugabteil. Vor wem hatten die Menschen nur so viel Angst? Dann endlich Friedland.

6.0 In der Bundesrepublik Deutschland

Ahnte der Direktor meines Gymnasiums, Genosse Slavénas, mit seinem Buchgeschenk „Zwanzig Jahre im Gefängnis“, dass das meine Lebensbiographie in Litauen von 1945 bis 1966 sein wird? Hat er mein Leben in Litauen als Gefängnis gesehen? Kaum. Alles nur Zufall!?

War dieses Leben wert, es zu erleben? War es nicht ein Tasten, Hasten, krass und flüchtig? „Was damals wichtig, scheint mir heute sehr nichtig“ frei nach Otto Reutter. Ja, es war. Ich denke, ich hatte alles richtig gemacht und ich bereue nichts! Wäre ich dort geblieben, vielleicht in „Reichtum und Ehren“ und nicht dem Ruf der Hymne gefolgt, so hätte ich lebenslang an Unruhe und Sehnsucht gelitten. Es hat acht lange Jahre von 1958 bis 1966 gedauert und 238 Beschwerdeschreiben bedurft, bis die Last in Friedland von mir fiel.

Fast alle, die im Durchgangslager Friedland einmal halt gemacht haben, waren irgendwann in ihrem Leben Lagerinsassen. Nicht der enge Raum und nicht der Bretterverschlag sind die Quelle des Leidens. Nein, die Verwalter, entsprechend ihrer Mentalität und Gesinnung, lassen das Böse gedeihen und das Gute zugrunde gehen. Mein kurzer Aufenthalt in Friedland hätte nicht schöner sein können.

Ich habe meinen Schwur von 1954 eingelöst. Ich bin hier! Ich weiß nicht

warum, aber meine Familie und ich mussten nicht mal ins Durchgangslager in Hamburg. Danke, Deutschland. Danke, Friedland! Auf meiner Spendenliste sind Friedlandhilfe e.V. und Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge e. V. (hier als Dank an meine späte Geburt) immer an erster Stelle. Wir wurden in Hamburg gleich in einer Pension untergebracht und kurz danach zogen wir in eine Sozialwohnung ein. Nach kurzer Eingewöhnungszeit konnte ich beim Unilever-Konzern eine Tätigkeit aufnehmen. Mit Wirkung vom 1.4.1967 wurde ich in das Angestelltenverhältnis als Akademiker und zwar als Diplom-Ingenieur der Fachrichtung Chemie übernommen. Da der Konzern international aufgestellt war, war die Deutsche Sprache beruflich für mich sekundär. Viele meiner Kollegen waren Ausländer. Identitätsprobleme bei mir und meiner Frau? Keine. Das Nächste war ein Führerschein und ein PKW. 1971 war das Zweifamilienhaus in Hamburg fertig, das wir mit meiner Familie und meine Schwester und ihrer Familie, sowie der Mutter zur Hälfte erbauten. Das war alles nicht so einfach, denn viele Entscheidungen waren in eigener Verantwortung ohne jegliche Erfahrungen zu treffen, wie Einholen von Angeboten und Abschluss der Kaufverträge, wobei viele Spätheimkehrer übers Ohr gehauen wurden. Eine Wissenschaft für sich waren die Versicherungen aller Art. Wir sind allerdings in das Haus leider nicht eingezogen, denn da wurde ich nach vier Jahren Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Unilever Forschungslabor Hamburg in die Entwicklungsabteilung der Meister-Marken-Werke (Unilever Tochtergesellschaft) nach Delmenhorst versetzt. Jemand, der aus einem Staat der Arbeiterklasse kommt und dort mit dem Leben und Arbeit der Werktätigen konfrontiert war, empfindet das Arbeiten hier nicht mehr und nicht weniger als eine freudige Tätigkeit. Die schützende Hand des unabhängigen Betriebsrates ist überall zu spüren. Es ist sogar verständlich, dass es den Sowjets sehr schwer fiel, das Alles in ihrer Propaganda zu negieren. Sie hatten keine Vorstellung, dass es so was überhaupt geben kann!

Die freudige Tätigkeit führte dazu, dass 1974 auch in Delmenhorst ein fertig erstelltes Einfamilienhaus zum Einziehen bereit stand. Bis 1996 war ich hier für die Entwicklung neuer Produkte für den Sektor Bäckerei, Konditorei und Großküchen zuständig. Während meiner Tätigkeit bei Unilever machte ich mehrere Erfindungen, von denen einige zum Patent angemeldet wurden (Josef Tennikat im Google). Eine Reihe von Leistungen wurde mit Geldprämien honoriert. Es war bis zu meiner Pensionierung eine wunderbare Zeit.

6. 2. Nachruf auf Litauen

Wer in einer anderen Region oder gar in einem anderen Land aufgewachsen ist oder dort längere Zeit gelebt hat, wird sich diesen zeitlebens verbunden fühlen

und dankbar sein. Ohne Frage, ich verdanke Litauen viel: Zuerst einmal die Sprache, die Lieder, das legere Miteinander und die Liebe zum Sport. Unschätzbar bleiben die gymnasiale und die akademische Ausbildung. Auch die litauischen Speisen sind in meiner Erinnerung geblieben: *Cepelinai* (Kartoffelklöße, gefüllt mit Fleisch, Pilzen oder Quark), *kugelis* (Kartoffelpuffer) und *barsčiai* (Rote Bete Suppe). Ich wurde dort von Litauern (mit Ausnahme der regierenden Sowjetlitauer) immer fair behandelt. Die beiden Nationalitäten sind wie zwei Arme meines Körpers: mal ist der eine Arm stark, mal der andere. Ich habe sie beide stark in Anspruch genommen und versucht zu beiden gerecht und liebevoll zu sein! Ich freue mich, dass Litauen nun in Europa eine gesicherte Zukunft hat. Im Fernseher haben meine Frau und ich einen litauischsprachigen LRT(Lietuvos Radija Televizija)-Sender gefunden. Immer aufs Neue werden wir an unsere Jugend erinnert. Nach der Wende war ich ein paar Mal in Litauen. Einige meiner Freunde habe ich auch bei mir in Delmenhorst begrüßen dürfen. Wir haben zusammen gefeiert und über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gesprochen. Wir waren uns einig, dass unsere Generation in Armut, verängstigt, eingeschüchtert und ohne jegliche Perspektive gehalten wurde. Acht meiner besten Schaffensjahre gehören auch zu dieser nutzlosen Zeitperiode. Wir alle hoffen, dass die neue Generation es leichter haben wird! In stiller Trauer gedenke ich meiner zu früh verstorbenen Schulkameraden: Jonas Bekeris, Stasys Dapšas, Vytautas Klimanskis, Ignas Muldaris, Raimundas Skėrys.

6.3. Mein Deutschland

Meine liebe Mutter, der ich so viel zu verdanken habe, ist im Jahre 1991 gestorben und in Hamburg beigesetzt. Mein Vater starb 1987 in Kanada. Meine Tochter Manuela, geboren in Palanga, machte in Deutschland Abitur, studierte und promovierte. Sie ist verheiratet mit Dr. Ing. Kurt Orthmann, hat aber ihren ostpreußischen Namen Tennikat als Erinnerung an die bewegte Vergangenheit behalten. Sie spricht noch ein passables Litauisch. Eine kleine Flamme zweier Nationalitäten lodert in ihr vielleicht immer noch? Meine zweite Tochter Cornelia ist in Hamburg geboren, hat Abitur gemacht, und BWL studiert. Sie ist verheiratet mit einem Rheinländer René Stromberg und trägt den Namen ihres Mannes. Zu Litauen hat sie kein Kontakt mehr.

Das war eine winzig kleine Episode in der Geschichte der deutsch-litauischen Beziehungen, in der die 50 000 Deutschen aus Litauen geraten waren. Ich trauere um die, die unverschuldet im Krieg geblieben sind. Deutschland danke ich, dass es all die Jahre zu mir gestanden und mir Zuversicht vermittelt hat. Das es mich zweimal 1941 und 1966 aufgenommen hat und mir Sicherheit

gab. Deutschland ist und bleibt mein Heimatland. Was meine Sprachkenntnisse betrifft, so bin ich ein „vaterlandloser Geselle“. Keine einzige Sprache (Abitur in Litauisch, Hochschulstudium in Russisch) kann ich heute ohne Akzent und fehlerfrei sprechen. Auf die Freundschaften aus den Kinderjahren kann ich nicht zurückgreifen, denn sie lebten fern von mir und konnten über die Jahre hinweg nicht gepflegt werden. Das ist die Bürde der jahrelangen Vertreibung, die ich zu tragen habe!

Angekommen in Deutschland, haben meine Mutter und ich alles Mögliche unternommen, damit meine verheiratete Schwester Alma mit ihrem Mann Konstantinas Maschidlauskas und ihren zwei Kindern Edita und Waldemar eine Ausreisegenehmigung erhielten. Zu Besuch nach Frankreich hatte sich Kosygin angesagt. Ich setzte ein zu Tränen rührendes Schreiben auf, ließ es auf Französisch übersetzen und richtete die Bitte an de Gaulle, er möge uns helfen. Unerwartet erhielten wir ein Schreiben aus dem präsidialen Büro des Staatspräsidenten, dass unsere Bitte an die Sowjets angetragen sei und die sowjetische Seite sogar zugesagt hätte, sich mit dem Problem zu beschäftigen. Das hat Wunder gewirkt. 1967 war Alma, die letzte in der Chronik der Familie Tennikat, in Deutschland!

* * *

Alma Maschidlauskas

Mein Werdegang bis zum Abitur 1954 an der Kristijonas-Donelaitis-Mittelschule in Klaipėda ist identisch mit dem meines Bruders, Josef Tennikat, dessen Erinnerungen in dieser AA-Nummer vorangestellt sind. Daher beginne ich mit meinen Erinnerungen erst nach dem Abitur, als sich unsere Wege trennen mussten.

7.0. In Litauen

1955 Ausbildung und pädagogische Tätigkeit

Meine deutschen Sprachkenntnisse wollte ich ausnützen und eine Ausbildung als Deutschlehrerin aufnehmen. Damals war es möglich, sich im Fernstudium ausbilden zu lassen und nebenbei praktisch zu arbeiten. Ich nahm ein Fernstudium in Vilnius an der Pädagogischen Hochschule auf. Kernsprachen meines Studiums waren Litauisch, Deutsch, Russisch und Latein. Eine sehr große Hürde war es, eine freie Lehrerstelle zu finden. Die besten Stellen, besonders in größeren Städten, wurden nur durch Beziehungen vergeben. Nach langem Suchen fand ich eine vakante Stelle als Deutschlehrerin in Bezirk Seda, Städtchen Židikai, wo ich in den Klassen 8 bis 11 Deutsch unterrichtete. Die

Stundenzahl für Deutsch reichte leider nicht für eine Lehrerstelle und so musste ich auch noch Sport und Vertretungsstunden für eine erkrankte Kollegin übernehmen. Das Verhältnis zu meinen Kollegen war ausgezeichnet. Samstags stand Öffentlichkeitsarbeit auf dem Tagesplan: Schülerbetreuung bei Tanzabenden und Kinobesuchen. Die Lehrer mussten samstags auch der Gemeindeverwaltung helfen, Obligationen an die Bauern zu verkaufen. Für den Unterricht musste man sich intensiv vorbereiten. Die Arbeitspläne musste man dem stellvertretenden Direktor vorlegen und sie von ihm genehmigen lassen. Der Arbeitslohn war mäßig, nach Abzug der Wohnungsmiete reichte es gerade noch zum Überleben. Jeden Monat fuhr ich ein Mal nach Klaipėda, um dort meine Mutter zu besuchen. Während so einer Fahrt lernte ich meinen zukünftigen Ehemann kennen.

1956 Heirat. Arbeitsplatzwechsel an die Theaterkasse.

Im März 1956 haben ich und Konstantinas Maschidlauskas geheiratet. Mein Ehemann war Diplom-Ingenieur, Fachrichtung Schwachstrom, und war bei der Post im Ausbau des Kommunikationsnetzes für Telefon und Radio tätig. Er war Litauer und Katholik (kein praktizierender).

Ich gab meine pädagogische Tätigkeit und mein Fernstudium auf und fing an, als KassiererIn an der Theaterkasse zu arbeiten. Wir waren verheiratet, aber keiner von uns hatte eine Wohnung. Mit Hilfe der Schwester meines Mannes haben wir eine Bleibe von ca. 15 qm mit einem Flur von 5 qm gefunden. Wasserbrunnen und WC waren draußen auf dem Hof. Während meiner Tätigkeit als KassiererIn wurde ich gefragt, ob ich nicht eine Arbeitsstelle beim Staatssicherheitsdienst unter wesentlich besseren Bedingungen aufnehmen möchte. Die Aufgabe wäre, Briefe aus dem Deutschen ins Litauische zu übersetzen. Ich lehnte das empört ab.

1957 Geburt der Tochter. Arbeitsplatzwechsel zum Lichtspieltheater

Im Jahre 1957 wurde meine Tochter Edita geboren. Sie wurde von einem reisenden Pfarrer in Klaipėda evangelisch getauft. Die Tätigkeit als KassiererIn an der Theaterkasse musste ich aufgeben, denn das Theater trug des Öfteren Gastspiele aus und die KassiererIn musste schon am Abend im Voraus die Eintrittskarten auswärts verkaufen. Das konnte ich mit meinem Kleinkind nicht vereinbaren. Ich bewarb mich für eine vakante Stelle als KassiererIn an einem Lichtspieltheater, wurde jedoch nicht angenommen. Man bekam eine solche Stelle nur über Bestechung. Nach dem Einlegen einer Beschwerde und auf Weisung des KP-Stadtsekretärs erhielt ich dann doch den Arbeitsplatz an der Kasse des Lichtspieltheaters in Klaipėda.

Das Geld reichte weder vorne noch hinten. Mein Mann musste eine besser

bezahlte Stelle suchen. Die Voraussetzung für eine besser bezahlte Stelle war die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei. Es gab keinen anderen Ausweg. Mein Mann wurde KP-Mitglied und wechselte in die Kommunikationsabteilung der Fischfangflotte. Das Gehalt war merklich höher und auch eine kleine Verbesserung der Wohnsituation wurde uns zuteil. Wir hatten jetzt zwei Zimmer in einer Dreizimmerwohnung mit gemeinsamer Küche und gemeinsamen Sanitärräumen. Das dritte Zimmer wurde von einer russischen Kollegin meines Mannes bewohnt. Die Küche hatte kein Herd. Gekocht wurde auf einem Kerosinofen, der zudem noch stark qualmte. Das verbrannte Kerosin stank bestialisch. In diese Zweizimmerwohnung zog auch meine Mutter ein.

1958 Geburt des Sohnes. Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik

1958 ist mein Sohn Waldemar geboren. Getauft wurde er in der sporadisch arbeitenden evangelischen Kirche zu Kretinga. In diesem Jahr äußerten wir unseren Willen, in die Bundesrepublik auszureisen. Eine Menge Formulare mussten ausgefüllt, viele Urkunden beschafft, kopiert und beglaubigt werden. Besonders aufwendig waren die Papiere, die meinen Mann betrafen. Probleme gab es mit seiner Mutter, die partout nicht wollte, dass ihr Sohn Litauen verlässt. Erst auf Befürworten seiner Schwester Albina konnte die Mutter umgestimmt werden.

1961 Erhalt deutscher Reisepässe

Im Mai des Jahres 1961 erhielten ich und meine Mutter deutsche Reisepässe. Die Pässe hatten zwar keinen Einfluss auf die Ausreise, aber eine Aufmunterung war es allemal. Des Öfteren wurde mein Ehemann zu den Sicherheitsorganen bestellt. Man versprach ihm eine bessere Arbeit mit besserer Entlohnung, wenn er auf die Ausreise verzichte. Auch eine Wohnung wurde in Aussicht gestellt. Wir ließen uns nicht beirren. Die Miliz antwortete mit der Ablehnung der Ausreise. Im Laufe der Jahre 1961 bzw. 1962 wurden meiner Mutter und mir eine „Bescheinigung für den Aufenthalt in der UdSSR für Ausländer“ (Staatenlosenpass) ausgestellt. Große Freude, aber leider kein Nutzen! Die Bewegungsfreiheit wurde damit stark eingeschränkt. Wollte man Klaipėda verlassen, musste man um Erlaubnis bitten. Das Kuriose an diesem Pass war, dass ich ihn alle zwei Jahre verlängern musste mit der Bitte, um weitere zwei Jahre in der UdSSR bleiben zu dürfen. Beim nächsten Verlängerungstermin habe ich „nein“ gesagt und damit begründet, dass ich auf ein Ausreisevisum warte! Ich wurde zu einer Geldstrafe ermahnt, die ich nicht zahlte und wurde deswegen gerichtlich belangt. Der Richter zog alle Register und machte mich fertig. Die Schimpfwörter, die er auf mich runter rieseln ließ, möchte ich hier nicht wiedergeben. Er entschied, dass mir die Straf- und

Gerichtskosten von meinem Gehalt abgezogen werden. Den Staatenlosenpass musste ich unter Androhung einer Gefängnisstrafe verlängern.

1963 Mutter darf die UdSSR verlassen

Anfang 1963 wurde meine Mutter zur Miliz bestellt. Ich begleitete sie. Der Milizbeamte legte meiner Mutter Unterlagen vor, die sie unterschreiben sollte. Ich nahm die Unterlagen an mich, las sie durch und stellte fest, dass damit meine Mutter um Erlaubnis bittet, in Litauen bleiben zu dürfen. Ich verlor meine Selbstbeherrschung und bezichtigte die Behörde versuchter Täuschung. Der Milizionär meinte nur, dass ich eine herzlose Frau sei, eine alte Frau allein auswandern zu lassen. „Dann lasst uns alle raus“, sagte ich barsch! Der Milizionär wurde etwas ruhiger und meinte, mein Mann soll doch eine weniger geheime Arbeit suchen. Und welche Freude, meiner Mutter wurden anschließend doch die Ausreisepapiere ausgehändigt. Mein Bruder und ich konnten unsere Mutter im März 1963 in Brest in die Bundesrepublik verabschieden.

Mein Mann befolgte die Empfehlungen des Milizionärs und kündigte die Arbeit bei der mit „Geheimnissen“ operierenden Fischfangflotte und auch die Mitgliedschaft in der KP und nahm eine Tätigkeit als Pädagoge mit einem niedrigeren Gehalt in einem Technikum auf. Im Laufe der folgenden Jahre wurden weitere Gespräche mit meinem Mann geführt. Wir hatten noch immer keine separate Wohnung, erhielten aber bald danach eine Zweizimmerwohnung in einem Plattenbau.

1964-1966 Einschulung der Kinder. Mein Bruder darf ausreisen.

1958 hatten wir die Anträge auf Ausreise in die Bundesrepublik gestellt. Mein Sohn war damals noch nicht geboren. Bei seiner Einschulung waren wir um kein Jota weitergekommen. Wir lebten in permanenter Angst und wussten nicht, was uns der Morgen bringt. Mein Mann war technisch sehr versiert und da es keine Fernsehgeräte zu kaufen gab, beschloss er, sich eins zu bauen. Die dafür notwendigen Teile kaufte er sich zusammen. Was für ein Wunder, das Fernsehgerät - zwar ohne Gehäuse - funktionierte. So eine Sache blieb nicht unbemerkt. Eines Tages kamen drei Mann und durchsuchten unsere Wohnung. Von Fernsehgeräten hatten sie natürlich keine Ahnung und dachten, sie hätten das gefunden, wonach sie so emsig gesucht haben. Ein Fachmann wurde angefordert. Der beglückwünschte meinen Mann und wünschte ihm „Guten Empfang“! Ein Fernsehgerät durfte man damals auch in der UdSSR bauen bzw. besitzen.

1966 war ein sehr glückliches Jahr - nicht nur für meinen Bruder, der endlich ausreisen durfte. Wir freuten uns mit ihm. Wir wussten, dass er in der

Bundesrepublik alles Mögliche unternehmen würde, um uns herauszuholen.

1967 Die Ausreisegenehmigung wird erteilt!!!

Ich war immer noch als Kassiererin im Lichtspieltheater beschäftigt, als uns mitgeteilt wurde, dass wir ausreisen dürfen. Abends nach der Arbeit wollten mein Mann und ich auf diese frohe Nachricht gemeinsam mit meinen Arbeitskollegen anstoßen. Zu dieser Zeit wurden die Tageseinnahmen in einem Sack zum Abholen durch den Sicherheitsdienst bereitgestellt. Leider nicht weit genug vom geschlossenen Kassenfenster entfernt. Es erfolgte ein Schlag, das Fenster ging in Scherben und ein Mann in weißem Mantel raubte das Geld. Die Miliz wurde gerufen, Zeugenaussagen protokolliert. Am nächsten Tag wurde ich zur Kriminalmiliz bestellt. Ich wurde beschuldigt, am Geldraub beteiligt gewesen zu sein. Ich rief meinen Bruder in Deutschland an. Er meinte, ich sollte alles verkaufen, Geld leihen und wenn nötig, die geraubte Summe begleichen. Auf keinem Fall sollte ich die Ausreise gefährden. Ein Verfahren wurde gegen mich eingeleitet, das jedoch ohne Folgen für mich blieb. Ein halbes Jahr nach meiner Ausreise wurde der Dieb in Weißrussland festgenommen. Er hatte gestanden, auch die Kasse in Klaipeða ausgeraubt zu haben. Ich wurde rehabilitiert.

8.0 In der Bundesrepublik Deutschland

Angekommen

Das Jahr 1967 war für uns eines der wichtigsten und schönsten Jahre seit langem überhaupt. Wir erhielten die Ausreisegenehmigung, auf die wir acht Jahre lang gewartet hatten! Die Freude wurde von der Angst übertroffen, dass noch immer etwas Unvorgesehenes passieren könnte. Ich und mein Mann mussten nach Moskau, um ein Durchreisevisum durch die DDR und das Einreisevisum in die Bundesrepublik zu beantragen. In Moskau konnte ich in keinem Hotel übernachten, da ich nicht mehr Bürgerin der UdSSR war, aber auch keine richtige Ausländerin für die Hotels war, die für die Ausländer vorgesehen waren. Mit größeren Schwierigkeiten gelang es uns, in der Botschaft der Bundesrepublik zu übernachten.

Der Juli war sehr heiß und so war auch unsere Stimmung. Alles was wir in unserem Leben erwirtschaftet hatten, fand in ein paar Koffern Platz. Angekommen in Brest wurde auch dieses Wenige gründlich durchwühlt. Genau so schlimm auch in Ostberlin. Endlich Berlin Bahnhof Zoo. Überwältigt von Glück und Freude waren wir, als uns die Rotkreuzschwestern begrüßten. Für die Kinder waren die Schokoladetafeln die größte Glückseligkeit. Über Nacht blieben wir in der Bahnhofsmission. Am nächsten Tag ging es weiter nach Friedland.

Durchgangslager Friedland

Im Friedland angekommen wurden wir von meiner Mutter und meinem Bruder empfangen. Die Freude war unbeschreiblich: Wir waren wieder vereint. Als wäre einfach eine Selbstverständlichkeit, erfolgte die Ausstattung mit dem Nötigsten. Es dauerte noch ein paar Tage, bis alle Formalitäten erledigt waren. Und dann, unglaublich, ging die Reise im eigenen Ford Granada des Bruders nach Hamburg.

Durchgangslager Finkenwerder Hamburg

Für eine kurze Zeit wurden wir in einem Zimmer des Durchgangslagers Finkenwerder untergebracht. Nach einem Monat bekamen wir im Lager zusätzlich noch ein Zimmer.

Ohne Deutschkenntnisse konnten die Kinder leider nicht sofort zur Schule gehen. Ein halbes Jahr verstrich, bis sie fähig waren, dem Unterricht zu folgen. In der zweiten Hälfte des Schuljahres 1968 wurde meine Tochter Edita in die 4. und mein Sohn Waldemar in die 3. Klasse der Grundschule eingeschult. Selbstverständlich war bei den Kindern ein schulischer Leistungsabfall nicht zu übersehen. Im selben Jahr fand mein Mann eine Anstellung bei der C. Plath Nautische – Elektronische Technik GmbH. Aber da das Unternehmen mit vertraulichen Aufträgen zu tun hatte, wurde meinem Mann gekündigt. Bald danach wurde er als technischer Ingenieur bei der Deutschen Elektron-Synchron, DESY eingestellt und blieb dort bis zu seiner Pensionierung.

Ich nahm eine Tätigkeit bei der Unilever Margarine Union in der Gehaltsabteilung auf.

Doch der Mensch lebt nicht nur vom Brot alleine. Der Traum jedes Heimkehrers war, einen PKW zu besitzen. So haben mein Mann und ich Führerscheine erworben und uns einen Wagen gekauft.

Umzug in eine Sozialwohnung

Ende des Jahres 1968 verließen wir das Lager und zogen in eine Vierzimmer-Sozialwohnung ein. Da mein Mann und ich arbeiteten, baten wir meine Mutter, zu uns zu ziehen und die Kinder nach der Schulzeit zu betreuen. Im Nachhinein betrachtet war es keine optimale Lösung. Gerade in dem Pubertätsjahr 1970 hätten die Kinder mit Sicherheit eine innigere Zuwendung der Eltern nötiger gehabt.

1971 bauten mein Bruder und wir ein Zweifamilienhaus und zogen dort ein. Am 16.7.1975 erhielten mein Mann und meine Kinder die deutsche Staatsangehörigkeit.

Meine Kinder in Deutschland

Die Zeit verging wie im Fluge. Die Kinder wurden volljährig. Mein Sohn Waldemar bestand das Abitur und wollte unbedingt Flugzeugpilot werden. Er wurde jedoch nicht angenommen, weil er um 2 cm zu groß war. Er wollte mit Zahnmedizin versuchen. Hier war der Notendurchschnitt von 3,2 nicht gut genug. Er versuchte es mit Meteorologie und ließ sich an der Universität in Hamburg immatrikulieren. Die Meteorologie war jedoch nicht sein Lieblingsfach. Die Neigung zum Fliegen sollte sein Schicksal werden. Um seinen Wunsch nachzukommen, schrieb er sich in eine zwei Lehrjahre dauernde private Zivillfliegerschule ein. Um das zu finanzieren, mussten wir einen Kredit von 40 000 DM aufnehmen. Er selbst versuchte, soweit es möglich war, mit Taxifahrten zusätzliche Flugstunden zu finanzieren. Die Fliegerschule absolvierte er mit guten Noten, aber sein Glück hat er mit dem Fliegen nicht gefunden. Am 28.8.1982 verunglückte er mit seinem Freund über der Elbe mit dem Flugzeug tödlich.

Meine Tochter Edita schloss die Handelsschule mit Fachabitur ab, besuchte eine Fremdsprachenkorrespondentschule und machte sich als Geschäftsfrau selbstständig. 1982 heiratete sie Rolf Behrens, Dipl. Ing. Fachrichtung Elektrotechnik. Zu unserer großen Freude brachte sie 1997 Zwillingstöchter zur Welt.

Deutschland, mein Heimatland

Meine Doppelhaushälfte, die ich seinerzeit mit meinem Bruder gebaut hatte, verkaufte ich an seine Tochter und den Schwiegersohn. Wir ließen uns dafür gemeinsam mit meiner verheirateten Tochter ein Doppelhaus in Hamburg-Rissen errichten. Aufgezehrt und müde geworden durch die langen entbehrungsreichen Jahre, zermüht von Schicksalsschlägen, gab ich 1985 meine Arbeit auf. Ein weiterer Schicksalsschlag ereilte mich im Jahre 2000. Nach kurzer Krankheit verstarb mein Ehemann Konstantin. Allein, aber nicht verlassen, schaue ich der Zukunft entgegen. Meinen Trost finde ich im Garten zwischen den Blumen und meine Freude beim Reisen. Sehr Schade, dass durch die sehr schwere Nachkriegszeit meine Gesundheit stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Alles in allem brachte uns das Leben in Deutschland viel Freude, die Unzulänglichkeiten waren kaum der Rede wert. Ich und mein Mann sind viel gereist, mit allen kamen wir gut zurecht. Ich freue mich sehr, dass Litauen frei geworden ist. Ich fahre oft dort hin und versuche denen zu helfen, die ein weit schwereres Leben als ich zu meistern haben.